

Obav. 2200. XIII. ~~25~~
10 mk

Der Übungsstoff
zu
deutschen Aufsätzen
in den
drei unteren Lateinklassen
methodisch geordnet

von
Dr. Heinrich Ortner,
Kgl. Studienlehrer.

Programm zum Jahresberichte über das Kgl. neue Gymnasium
zu
Regensburg
für das Studienjahr 1889/90.

Regensburg.
Buchdruckerei M. Wasner.
1890.

Der Übungsstoff
zu
deutschen Aufsätzen
in den
drei unteren Lateinklassen
methodisch geordnet

von
Dr. Heinrich Ortner,
Kgl. Studienlehrer.

Programm zum Jahresberichte über das Kgl. neue Gymnasium
zu
Regensburg
für das Studienjahr 1889/90.

Regensburg.
Buchdruckerei M. Wasner.
1890.

Der Längsstoß

denischen Literatur

der neuen Literatur

in der neueren Literatur

der neueren Literatur

in der neueren Literatur

Programme der neueren Literatur

der neueren Literatur

in der neueren Literatur

der neueren Literatur

in der neueren Literatur

Vorwort.

An Aufsatzbüchern fehlt es wahrlich nicht, so wenig als an Stoff zu Aufsätzen. Und doch wird immer neuer Stoff zugeführt, werden neue Bausteine und „Materialien“ gesammelt und abgeladen oder auch nur hingeschüttet; aber ans Bauen denken nur wenige. Und da soll der junge Lehrer in dem Wust von Material sich zurechtfinden, aus den fast zahllosen Stücken von jeder Quantität und Qualität aus eigener Kraft sich ein Gebäude errichten, ohne dass er irgend eine Anleitung erhielt, ohne dass er selbst auf diesem Gebiete methodisch vorgebildet wäre. „Wir dürfen es uns nicht verhehlen,“ sagt O. Lyon im Vorwort seines neuesten Werkes: Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemässen Unterrichts in der deutschen Sprache, „dass das Grundübel, an dem unser deutscher Unterricht leidet, darin besteht, dass jeder Lehrer in seiner Klasse gewöhnlich nur gerade das mit den Schülern treibt, was ihm zusagt, und was er von seinem Standpunkte aus fürs Beste hält, ohne bis ins Einzelne genau Rücksicht zu nehmen oder überhaupt Rücksicht nehmen zu können auf das, was in den früheren Klassen behandelt wird. Er weiss ja gar nicht, was im Einzelnen in den übrigen Klassen durchgenommen wird.“ Dies gilt ganz besonders vom Unterricht im deutschen Aufsatz. Herrscht ja auch in den Aufsatzbüchern in bezug auf die Wahl der Themen fast durchweg regelloses Durcheinander, indem Leichtes und Schwieriges, die verschiedenartigsten und

verschiedenwertigsten Stoffe willkürlich an einander gereiht sind. Erst in neuester Zeit beginnt man allmählich einzusehen, dass hier vor allem Besserung Not thut, dass Ordnung und System in den deutschen Aufsatz gebracht werden muss, wenn man bessere Resultate als bisher erzielen will. Einen Fortschritt zeigt z. B. das Buch von Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten u. s. w., 2 Teile (Hannover 1884, Meyer). Indessen kehren auch bei ihm dieselben Kapitel (Fabeln, Sagen, Erzählungen, Beschreibungen) auf jeder oder fast jeder Stufe wieder. Mir scheint es nun aber notwendig, jede der in Frage kommenden Aufsatzgruppen eine angemessene Zeit lang ausschliesslich und gründlich zu üben, dann erst zu einer neuen Gruppe überzugehen und so stetig fortzuschreiten, zum früher Geübten aber nur ausnahmsweise oder zur Repetition zurückzugreifen.¹⁾

Daher habe ich in meinem Schriftchen: Der Stoff zu deutschen Stilübungen an Lateinschule und Gymnasium (Regensburg 1890, Bauhof) den Versuch gemacht, die Masse des Aufsatzstoffes in bestimmte Gruppen zu scheiden und jeder Klasse ihr bestimmtes Gebiet zuzuweisen, stets vom Leichterem zum Schwierigeren fortschreitend. Was dort im Entwurfe gegeben, ist in vorliegender Schrift für die ersten drei Lateinklassen (Sexta bis Quarta) weiter ausgeführt, natürlich mit manchen Änderungen im Einzelnen, denn dies diem docet.

Ausser der Scheidung und Verteilung des Stoffes kam es mir hiebei darauf an, dem Lehrer Musteraufsätze an

¹⁾ Noch im letzten Augenblicke fällt mir in die Hände: A. Kleinschmidt, Deutsche Stilübungen. Ein Wegweiser zu einem methodischen und erfolgreichen Verfahren beim Stilunterricht. 1. Teil, 2. Aufl. Leipzig 1890, Brandstetter, — ein Buch, welches ich zwar nicht mehr benützen konnte, das aber, wie ich mit Genugthuung konstatiere, mit meinen Ansichten und Forderungen in Bezug auf methodische Ordnung des Stoffes im Wesentlichen übereinstimmt.

die Hand zu geben, damit er den Schülern bei jeder Gruppe einige Beispiele vorführen könne, ehe er ein Thema zur Bearbeitung gibt; denn selbst solche Aufsätze zu fertigen, ist der Lehrer nicht immer in der Lage. Ihm soll auch durch die den bloss aufgezählten Themen beigefügten Hinweise auf ausgeführte Aufsätze (Beschreibungen und Schilderungen) die Möglichkeit geboten werden, sich über den Gegenstand zu orientieren, sowie den Schülern noch weitere Muster vorzulegen.

Der Stoff nun ist so zu verteilen, dass in der ersten Klasse hauptsächlich nur Nacherzählungen und Erweiterungen vorgenommen werden, in der zweiten grössere Nacherzählungen, gedrängte Inhaltsangaben von prosaischen und poetischen Stücken (Konzentrationen), Beschreibungen von Räumlichkeiten, leblosen Gegenständen und Tieren, in der dritten Klasse Beschreibungen von Pflanzen, geographische Beschreibungen, Schilderungen, die Bearbeitung von Sagen und Erzählungen aus dem Altertum.¹⁾ Dazu kommt in allen drei Klassen die Bearbeitung von Gedichten erzählenden Inhalts.

Bei den Gedichten ist natürlich deren Qualität sehr zu berücksichtigen; sind sie ja an Wert und Bedeutung unendlich verschieden. Die sog. Umwandlung in Prosa, wie sie früher vielfach geübt wurde, wobei es lediglich darauf ankam, an Stelle des poetischen Ausdruckes einen prosaischen zu setzen und den Vers zu beseitigen, hat so gut wie gar keinen Wert. Das einzige, was man von einem Schüler der unteren Klassen verlangen kann, ist die Wiedergabe des Inhalts; diesen soll er zu erfassen und wiederzugeben suchen. Dabei muss man aber wohl unterscheiden: Ist ein Gedicht (wie die meisten Fabeln) selbst nur Prosa in

¹⁾ Die beiden letzten Kapitel (des Stoffes für die 3. Klasse) brauchen übrigens nicht unbedingt erst nach den Schilderungen, sondern können schon früher genommen werden.

Versen, so besteht die Aufgabe in einfacher Nacherzählung in Prosa, welche gleich den prosaischen Nacherzählungen angereicht werden kann. Ist ein Gedicht mit poetischem und rhetorischem Schmuck ausgestattet, so ist eben dieser beiseite zu lassen und der Inhalt herauszuschälen, eine Aufgabe, die für die zweite Klasse geeignet sein dürfte. Jene Gedichte endlich, welche dem Schüler schon durch ihren grossen Umfang Schwierigkeiten machen oder umgekehrt wegen der knappen Form der Ergänzung und Erklärung bedürfen, können nicht wohl vor der dritten Klasse behandelt werden. So ist im folgenden versucht, die Gedichte, welche sich überhaupt zu schriftlichen Übungen eignen, in drei Gruppen zu scheiden. —

Die ausgeführten Aufsätze sind grösstenteils neu und selbständig, machen aber weiter keinen Anspruch, als den, nicht schlechter zu sein, als die meisten derartigen Arbeiten.

Allen jenen Herren Kollegen, welche mich bei meiner Arbeit durch ihren Rat oder sonstwie freundlichst unterstützten, sei hiemit der gebührende Dank ausgesprochen.

H. O.

Inhaltsübersicht.

Erste Klasse.

	Seite
I. Nacherzählungen	1
II. Erzählungen nach Gedichten (erste Stufe)	33
III. Erweiterungen	37

Zweite Klasse.

I. Grössere Nacherzählungen	46
II. Erzählungen nach Gedichten (zweite Stufe)	60
III. Konzentrationen	63
IV. Beschreibungen	66
a) von Räumlichkeiten	68
Anhang: Briefe	71
b) von leblosen Gegenständen	72
Anhang: Briefe	77
c) von Tieren	78
Anhang I: Vergleiche	95
Anhang II: Briefe	97

Dritte Klasse.

I. Fortsetzung der Beschreibungen	99
d) von Pflanzen	99
Anhang I: Vergleiche	106
Anhang II: Briefe	107
e) geographische Beschreibungen	109
Anhang: Briefe	119
II. Schilderungen	124
Anhang: Briefe	133
III. Sagen und Erzählungen aus dem Altertum	137
IV. Erzählungen nach Gedichten (dritte Stufe)	142



Erste Klasse.

I. Nacherzählungen.

Für den ersten Unterricht im deutschen Stil bieten sich die Nacherzählungen als einfachster und daher passendster Stoff dar. Man muss für den Anfang vollkommen zufrieden sein, wenn man es dahin bringt, dass der Schüler das, was ihm fertig dargeboten wird, zu erfassen und richtig wiederzugeben vermag. Schon dies erfordert längere Übung. Daher muss der Lehrer nach Umfang und Inhalt genügenden Stoff zur Verfügung haben; diesen bieten die vorhandenen Lese- und Aufsatzbücher durchaus nicht in befriedigender Weise. Denn es passt keineswegs alles zu solchen Übungen. Notwendig ist vor allem, dass der Inhalt der Erzählungen möglichst einfach und übersichtlich ist, damit sie der Schüler sogleich verstehen und behalten kann. Sodann muss die Sprache durchaus angemessen, d. h. einfach und verständlich sein. Nutzanwendungen oder gar moralische Betrachtungen, wie sie oft an solche Erzählungen geknüpft werden, sind im allgemeinen ganz verwerflich; die moralische Bedeutung muss sich von selbst aus dem Inhalt ergeben, der Gegenstand muss unmittelbar wirken, nicht erst der Erklärung bedürfen.

So ist im folgenden versucht, möglichst viele passende Erzählungen zusammenzustellen, wobei freilich darauf verzichtet werden musste, viel Neues zu bringen; doch ist dies auch nicht nötig, denn das Vorhandene ist trefflich genug, um immer wieder (mit Wechsel in der Wahl!) zum Nutzen der Schüler verwendet zu werden.

a. Fabeln.

1. Der gierige Hund.

Ein Hund hatte ein Stück Fleisch gestohlen und kam damit an einen Bach. Da erblickte er in dem Spiegel des Wassers sein eigenes Bild. In der Meinung, es sei ein anderer Hund, der auch ein Stück Fleisch im Maule trage, schnappte er darnach, um es ihm zu entreissen. Aber dabei verlor er seine eigene Beute und musste hungrig nach Hause zurückkehren.

2. Der kluge Esel.

Ein Esel war mit Salz beladen. Er kam an einen Bach, strauchelte und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, fühlte er, dass seine Last um vieles leichter geworden war; denn ein grosser Teil des Salzes war zergangen. Das merkte er sich mit Freuden, und als er später wieder des Weges kam und mit Schwämmen beladen war, lies er sich absichtlich ins Wasser nieder, da er hoffte, dass es mit seiner Last wieder so gehen werde wie früher. Aber die Schwämme wurden durch das eindringende Wasser so schwer, dass der Esel nicht wieder aufstehen konnte und unter der Last ertrank.

3. Der Hase und die Schnecke.

Eine Schnecke ging mit einem Hasen ein Wettrennen ein. Als der Hase einige Sprünge gemacht hatte, sah er, dass die Schnecke noch kaum von ihrem Platze gekommen war. Darum verspottete er sie und sagte: „Plage dich nur in der heissen Mittagssonne; ich will indes unter diesem schattigen Busche ein Schläfchen halten.“ Der Hase legte sich hin und schlief ein. Als er aber gegen Sonnenuntergang erwachte und eiligst zum Laufen aufsprang, da sass die Schnecke schon am Ziele und rief dem kommenden Hasen entgegen: „Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.“

4. Der Rat der Mäuse.

Die Mäuse berieten einst, wie sie sich gegen die Nachstellungen der Katze schützen könnten. Da machte eine von ihnen den Vorschlag, man solle der Katze eine Schelle an-

hängen, damit sie durch den Schall gewarnt und zur Flucht ermahnt würden. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Als aber eine alte Maus fragte, wer denn der Katze die Schelle anhängen wolle, da schwiegen alle, und eine nach der andern schlich still davon.

5. Die beiden Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten einander auf einem schmalen Stege, der über einen reissenden Giessbach führte. Da ein Ausweichen nicht möglich war, rief die eine der andern zu, sie möge zurückgehen. „Ei, sprach diese, ich bin eher auf dem Stege gewesen als du.“ „Und ich, sagte die andere, bin grösser und stärker als du; wir wollen sehen, wer Recht behält.“ Da senkten beide den Kopf und rannten mit den Hörnern aufeinander los. Als sie aber immer heftiger stiessen, verloren sie das Gleichgewicht und fielen ins Wasser. Nur mit Mühe retteten sie sich wieder ans Ufer.

6. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen des Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Krallen fort. Eben wollte er es auf einer hohen Eiche verzehren, als ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei gegrüsst! Wie sehr freut es mich, dich zu sehen; denn an die Schönheit deiner Federn, an die Stärke deines Schnabels reicht keiner deiner Mitbrüder. Sieh, Tage lang könnte ich hier stehen, dich anschauen und dich bewundern.“ — Der Rabe erstaunte und freute sich sehr, für einen Adler oder dergleichen gehalten zu werden. „Ich muss, dachte er, den Fuchs für diese Lobrede belohnen.“ — Grossmütig dumm liess er seinen Raub fallen und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch auf und verzehrte es mit boshafter Freude. Doch bald verwandelte sich die Freude in Schmerz; das Gift fing an zu wirken, und der Fuchs verendete.

7. Die Hirten und die Wölfe.

Die Wölfe schlossen einst mit den Hirten ein Bündnis und versprachen, nie mehr deren Herden anfallen zu wollen,

wenn sie ihnen ihre Hunde auslieferten. Die Hirten thaten dies, um sich so gefährliche Feinde geneigt zu machen. Als aber die Schafställe keine Wächter mehr hatten, griffen die Wölfe erst recht die Herden an und zerfleischten sie.

8. Die beiden Frösche.

Ein ungewöhnlich heisser Sommer hatte einst einen Sumpf ausgetrocknet, und die Frösche, die ihn bewohnt hatten, mussten sich nach andern Wohnorten umsehen. Zwei von ihnen kamen an einen tiefen Brunnen, wo es noch Wasser genug gab. „Ach, sieh da, rief der eine, was brauchen wir weiter zu gehen? Lass uns hier hinunterhüpfen!“ Der andere aber erwiderte: „Das Hinunterspringen ist leicht; doch wenn auch dieser Brunnen austrocknen sollte, wäre es schwer, wieder herauszukommen.“

9. Der Specht und die Taube.

Der Specht und die Taube hatten den Pfau besucht. Auf dem Heimwege fragte der Specht: „Wie gefiel dir unser Wirt? Ist er nicht ein widriger Geselle? Sein Stolz, seine unförmlichen Füsse, seine hässliche Stimme, sind sie nicht unerträglich?“ Da antwortete die Taube: „Auf all dies hatte ich keine Zeit zu sehen; denn ich hatte genug zu thun, die Schönheit seines Kopfes, die herrlichen Farben seiner Federn und den majestätischen Schweif zu bewundern.“

10. Die Fledermaus.

Einst führten die Vögel mit den vierfüssigen Tieren einen heftigen Krieg, worin bald diese bald jene den Sieg davontrugen. Die Fledermaus aber war vorsichtig und klug; sobald die Vögel siegten, flog sie lustig mit diesen umher, als wäre sie ein Vogel; siegten aber die Vierfüssigen, so hielt sie es mit diesen und gab sich für eine Maus aus. Endlich aber waren beide Teile des Krieges müde und schlossen einen friedlichen Vergleich. Da wurde die Falschheit der Fledermaus offenbar; sie wurde von beiden Teilen verachtet und ausgestossen. Darum muss sie das Licht scheuen und einsam in dunkler Nacht umherflattern.

11. Die Krähen und der Wasserkrug.

Zwei durstige Krähen flogen umher und fanden endlich ein Gefäß, in welchem noch ziemlich viel Wasser sich befand; aber es war zu eng und zu hoch, so dass sie dem Wasser nicht beikommen konnten. Sie versuchten das Gefäß umzustossen oder zu zerbrechen, aber vergebens. Die eine der Krähen flog daher missmutig weiter. Die andere aber blieb zurück und versuchte es zuletzt auf eine neue Art. Nicht weit von dem Wasserkrug lagen viele kleine Kieselsteine zerstreut. Sie holte einen nach dem andern herbei und warf sie ins Wasser. Dieses stieg immer höher, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, konnte der Vogel seinen Durst bequem und reichlich stillen.

12. Der Adler und die Schildkröte.

Ein Adler kam aus der Luft herabgeflogen und liess sich neben einer Schildkröte nieder. „Ach, lehre mich doch fliegen, redete ihn die Schildkröte an; dort oben in den Lüften zu schweben, das muss gar herrlich sein.“ „Ei, wie ist das möglich? erwiderte der Adler; du hast ja keine Flügel.“ „O, nimm mich nur mit, versetzte die Schildkröte; wenn ich nur erst oben bin, so wird es schon gehen.“ Da fasste sie der Adler mit seinen Krallen und schwebte zu den Wolken empor; jetzt liess er sie los; aber o weh, die Schildkröte stürzte zerschmettert auf einen Felsen herab und starb eines kläglichen Todes.

13. Der Hirsch und der Weinstock.

Ein Hirsch, der von den Jägern verfolgt wurde, verbarg sich hinter einem Weinstock. Als dieselben schon fast vorüber waren, da begann der Hirsch in der Meinung, bereits sicher zu sein, die Blätter des Weinstockes zu fressen. Aber durch das Geräusch aufmerksam gemacht, kehrten die Jäger um, erblickten jetzt den Hirsch, eilten herzu und töteten ihn. Sterbend seufzte der Hirsch: „Es geschieht mir recht; denn denjenigen, der mich schon fast gerettet hatte, hätte ich nicht beschädigen sollen.“

14. Der Esel, der Hahn und der Löwe.

In einem Hofe befanden sich ein Esel und ein Hahn. Da kam ein hungriger Löwe, und als dieser den Esel sah, stürzte er auf ihn zu und wollte ihn fortschleppen. Aber in demselben Augenblick krähte der Hahn, worüber der Löwe so erschrak, dass er schleunig umkehrte und davonlief. Da meinte der Esel, der Löwe sei vor ihm geflohen, und eilte ihm nach, um ihn zu verfolgen. Als der Löwe das sah und das Krähen des Hahnes nicht mehr hörte, da wandte er sich um und zerriss den Esel.

15. Der Löwe und der Bär.

Ein Löwe und ein Bär hatten gemeinschaftlich ein Hirschkalb ergriffen, das bald tot zu ihren Füßen lag. Als es aber ans Verzehren ging, da gerieten sie in heftigen Streit mit einander; denn jeder hätte am liebsten das Ganze gehabt. Mit ihren Krallen und Zähnen hieben sie solange aufeinander los, bis sie ganz erschöpft nebeneinander lagen. Da kam der Fuchs durch den Wald spaziert, und als er die beiden so kraftlos liegen sah, nahm er das tote Hirschkalb und schleppte es als gute Beute für sich davon. Der Löwe und der Bär aber hatten das Nachsehen. Da vertrugen sie sich miteinander und beschlossen, in Zukunft klüger zu sein.

16. Der Pfau und die Dohle.

Einst kamen die Vögel zusammen, um sich einen König zu wählen. Da meldete sich der Pfau und forderte die Vögel auf, ihn zu wählen, indem er sein stolzes Gefieder entfaltete. Alle bewunderten die Pracht und den Glanz seiner Farben und erklärten ihn für den würdigsten. Da trat die Dohle in die Mitte der Versammlung und sagte zum Pfau: „Schön bist du freilich, aber wie willst du uns schützen, wenn wir von einem stärkeren Vogel angegriffen werden?“ Der eitle Vogel wurde verlegen, und die Versammlung erkannte, dass der Pfau nicht geeignet sei, ihr König zu sein, worauf sie den mächtigen Adler dazu erwählte.

17. Das Pferd und der Wolf.

Ein junges Pferd weidete in der Nähe eines Waldes. Ein Wolf, der es mit List fangen wollte, trat aus dem Dickicht heraus, grüsste aus einiger Entfernung das Pferd und gab sich für einen Arzt aus. Da sagte das Pferd: „Das trifft sich ja glücklich; sieh doch einmal nach meinem Hufe, der mich seit einigen Tagen schmerzt!“ Der Wolf näherte sich lüstern, allein das Pferd versetzte ihm mit seinen Hinterfüssen einen solchen Schlag an den Kopf, dass er betäubt niederstürzte. Lustig wiehernd rannte das Pferd davon.

18. Das junge Ross.

Ein junges Ross hatte keine Lust zur Arbeit. Es riss sich daher vom Wagen los und floh in den Wald. Hier freute es sich seiner Freiheit und brachte den ganzen Sommer und Herbst in lustigem Müssiggang zu. Als aber der Winter kam, entlaubte der Sturm die Bäume, die Felder standen leer, und Schnee bedeckte die Erde. Das Ross fand nirgends Futter und hatte kein Obdach. Voll Reue rief es nun aus: „O, ich Thor! Hätte ich die Arbeit nicht gescheut, so würde es mir an Hafer und Heu nicht fehlen, und ich hätte auch ein sicheres Obdach; nun aber muss ich hungern und frieren.“

19. Der Igel und der Maulwurf.

Als der Igel spürte, dass der Winter nahe, bat er den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er gegen die Kälte geschützt sei. Der Maulwurf war damit zufrieden. Doch kaum hatte der Igel Einlass erhalten, so machte er es sich bequem, spreitete sich aus, und sein Wirt stach sich alle Augenblicke an den Stacheln seines Gastes. Jetzt erst erkannte der Maulwurf seine Übereilung, schwor hoch und teuer, dass ihm dies unerträglich sei, und bat den Igel wieder hinauszugehen. Aber dieser lachte und sprach: „Wem es hier nicht gefällt, der kann ja weichen; ich bin zufrieden und bleibe.“

20. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam, ihm sein Beileid

zu bezeigen. „Schäfer, so sprach er, ist es wahr, dass dich ein so grausames Unglück betroffen hat? Du bist um deine ganze Herde gekommen! Die liebe, fromme, fette Herde! Du dauerst mich und ich möchte blutige Thränen weinen.“ — „Habe Dank, Meister Isegrim, versetzte der Schäfer; ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.“ — „Das hat er auch, fügte des Schäfers Phylax hinzu, so oft er unter dem Unglück seines Nächsten selbst leidet.“

21. Der Wolf, der Hammel und das Reh.

Ein hungriger Wolf sah einen Hammel auf der Wiese weiden. „Das ist ein zarter Bissen für mich,“ sagte er, sprang auf den Hammel zu und packte ihn. In demselben Augenblick kam ein junges Reh aus dem Gebüsch hervor. Da liess der Wolf den Hammel fahren, indem er sagte: „Dich kann ich später auch noch haben,“ und jagte das Reh. Dieses aber entkam durch seine Schnelligkeit; und nun wollte der Wolf sich den Hammel holen. Aber sieh, dieser war inzwischen verschwunden. Mit bitterem Gesicht und leerem Magen musste der Wolf von dannen ziehen.

22. Wie der Esel kuriert wird.

Ein Esel, der krank darniederlag, schickte nach dem Wolf und dem Fuchs, die ihm als tüchtige Ärzte gerühmt worden waren, damit sie ihm in seinem Leiden helfen sollten. Sie kamen alsbald mit grossem Eifer und fragten nach seinem Gebrechen. Er sagte, die schweren Lasten, die er sein Leben lang getragen, hätten ihm die Lenden zerdrückt und etwas in ihm zerrissen. Jene sahen den Esel an und rieten ihm, mit ihnen in den Wald zu gehen; da wüssten sie gute Kräuter und Gewürze, ihm zu helfen, dass er keinen Sack mehr tragen dürfe. Thöricht folgte der Esel ihrem Rate; aber kaum waren sie in dem Walde angelangt, so zerrissen sie ihn.

23. Der Fuchs und der Bock.

Der Fuchs war einmal in einen Brunnen gefallen und wusste nicht, wie er wieder herauskommen solle. Da kam zufällig ein Ziegenbock des Weges, der schaute in den Brunnen

und fragte verwundert: „Ei, Fuchs, wie kommst du in den Brunnen? Du mußt wohl grossen Durst haben?“ „Ja, Freund, erwiderte der schlaue Fuchs, und das Wasser ist so süß, wie ich in meinem Leben noch keins getrunken; komme zu mir und trinke dich auch satt!“ — Da sprang der Ziegenbock in den Brunnen hinab, um auch das Wasser zu versuchen. Der Fuchs aber sprang rasch auf den Rücken des Bockes und mit einem Satze war er zum Brunnen hinaus. „Lass dir's gut schmecken! rief er dem betrogenen Ziegenbock zu, und merke dir den Spruch: „Trau, schau, wem!“ Der Bock aber schrie lange vergeblich, bis endlich der Hirte kam und ihn wieder herauszog.

24. Die Sonne und der Regenbogen.

Ein schöner Regenbogen glänzte in den Wolken. Wer ihn erblickte, lobte ihn, aber eben dieses Lob machte ihn gar bald stolz. Er verachtete die Wolken um sich her und rühmte sich sogar, viel schöner zu sein, als die Sonne; denn diese sei zwar sehr glänzend, aber nur einfarbig, während er in sieben herrlichen Farben strahle. Die Sonne hörte dies und sprach: „Weisst du auch, von wem du deine herrlichen Farben hast?“ Zugleich verbarg sie sich in den Wolken, und in demselben Augenblicke war der Regenbogen verschwunden.

25. Der Bauch und die Glieder.

Die Füße und Hände verschworen sich einst gegen den Bauch, nicht mehr für ihn zu arbeiten und ihm nicht mehr zu helfen. „Ist es nicht arg, sagten sie, dass wir immer für ihn uns quälen und abmühen müssen, während er sich in aller Ruhe pflegt und nichts thut? Wir wollen auch einmal uns der Ruhe hingeben.“ So blieb der Körper eine Zeit lang ohne Nahrung und ward hinfällig und schwach. Aber auch die Hände und Füße magerten ab und wurden immer kraftloser. Da bereuten sie ihr thörichtes Verfahren und wollten ihren Fehler wieder gut machen. Aber es war zu spät, der Körper konnte sich nicht mehr erholen, er schwand dahin und alle Glieder mit ihm.

26. Der Wanderer und die Quelle.

Ein Wanderer kam an einem heissen Sommertage zu einer Quelle. Er war lange gegangen, der Schweiss stand auf seiner Stirne, und seine Zunge war vom Durste fast vertrocknet. Als er das helle Wasser sah, eilte er darauf zu, bückte sich und trank in gierigen Zügen. Aber die schneidende Kälte des Wassers wirkte so schädlich auf ihn, dass er vor Schmerzen zu Boden sank. — „Ah, schändliches Gift! rief er zornig aus; wer hätte hinter der herrlichen Quelle solche Bosheit vermutet!“ Da sprach die Quelle: „Du bist ungerecht; nicht ich bin es, die dir Schmerzen bereitet, sondern die Gier, mit der du getrunken, ist es, die dir Schmerzen verursacht, ja sogar den Tod bringen kann.“

27. Das Nest des Hänflings.

Ein Hänfling, der eben flügge geworden war, beschloss, sich ein Nest zu bauen. Aber so, wie seine Eltern es hatten, mitten in den dichten Zweigen eines Gebüsches, gefiel es ihm nicht; er wünschte, beim Brüten freie Aussicht zu haben. Darum wählte er den Gipfel einer hohen Eiche und freute sich, höher emporgestiegen zu sein als seine Eltern. Kaum aber waren seine Jungen ausgekrochen, so wurden sie durch den Habicht geraubt, dem es leicht war, das frei gelegene Nest zu erspähen. Jetzt sah der Hänfling ein, dass er sich zu hoch verstiegen, und eigensinnig baute er sich nun dicht am Erdboden an. Aber da kam allerlei Gewürm, zerstörte ihm das Nest und verdarb ihm seine Eier. Da erst erkannte er, wie recht seine Eltern gehabt hatten, und jetzt baute er sein Nest geradeso wie diese.

28. Der Fuchs und die Katze.

Einst begegnete die Katze im Walde dem Fuchs, und weil sie dachte, er ist klug und erfahren und gilt viel in der Welt, redete sie ihn freundlich an: „Guten Morgen, Herr Fuchs! Wie geht's? Wie steht's? Wie schlägt Ihr Euch durch in dieser teuren Zeit?“ Der Fuchs sah sie voll Hochmut vom Kopfe bis zum Fusse an und wusste lange nicht, ob er ihr antworten solle. Endlich sprach er: „O, du armer

buntscheckiger Wicht, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du fragst, ob mir's wohl gehe, und ich bin Herr über hundert Künste!“ — Die Katze wollte ihm bescheiden antworten, aber da kam ein Dachshund dahergelaufen. Als den der Fuchs sah, machte er, dass er in seine Höhle kam; die Katze aber sprang behende auf einen Baum, wo Äste und Laubwerk sie ganz verbargen. Bald kam der Jäger, und der Dachshund trieb den Fuchs aus seiner Höhle und packte ihn. Da rief ihm die Katze zu: „Ei, Herr Fuchs, jetzt seid Ihr doch mit Euren hundert Künsten stecken geblieben! Hättet Ihr klettern können wie ich, so wär's nicht um Euer Leben geschehen.“

29. Der Hund und der Esel.

Ein Herr hatte einen Hund, an dem er grosses Wohlgefallen fand und dem er allerlei Freiheiten gestattete. Er durfte sich auf seinen Schoß setzen, ihm Hände und Gesicht belecken, ja manchmal zu ihm ins Bett kommen. Dabei bekam er die besten Bissen und wurde auf die freundlichste Weise gestreichelt und liebkost. Dies verdross den Esel, der bei demselben Herrn in Dienst stand und wegen seines unbeholfenen Wesens oft Schläge bekam. Ei, dachte er, was sollst du dich so plagen; du wirst es machen wie der Hund und dich ebenso einschmeicheln. Eines Tages sprang er daher an seinem Herrn empor, legte ihm die Vorderfüsse auf die Schultern und fuhr ihm mit seinen langen Ohren ins Gesicht, so dass ihm Hören und Sehen verging. Als das die Knechte bemerkten, sprangen sie mit grossen Knütteln herbei und trieben den unmanierlichen Esel unter Schlägen mit lautem Gelächter in seinen Stall.

30. Der Esel und das Pferd.

Ein Esel, der mit schweren Säcken beladen war, traf ein junges, kräftiges Pferd an, welches desselben Weges ging. Da sprach der Esel zum Pferde: „Nimm mir doch einen Teil meiner Last ab, ich kann sie kaum mehr schleppen.“ „Ei was, erwiderte das Pferd, ihr Esel seid zum Lasttragen geboren; streng dich nur an, es wird schon gehen.“ Keuchend und

mit gesenktem Kopfe ging der Esel weiter, doch nach einer kurzen Strecke fiel er tot zu Boden. Nun kam der Treiber herbei, ergriff das Pferd und legte ihm die ganze Last auf, dann zog er dem Esel die Haut ab und packte auch diese dem Pferde auf. Jetzt seufzte das Pferd unter einer noch grösseren Last und beklagte seine Hartherzigkeit und Thorheit, aber nun war es zu spät.

31. Die Frösche, die einen König haben wollten.

Die Frösche wollten einst einen König haben; sie gingen daher zu Zeus und baten ihn, ihnen einen König zu geben. Zeus willfahrte ihrem Wunsche und warf ein grosses Stück Holz in ihren Teich. Anfangs erschranken die Frösche über das Geräusch und versteckten sich in der Tiefe des Wassers. Da aber das Holz unbeweglich liegen blieb, kamen sie allmählich wieder hervor, näherten sich dem Blocke, und zuletzt hüpfen sie auf denselben und sprangen lustig darauf herum. Bald aber waren sie mit ihrem ruhigen, unthätigen König nicht mehr zufrieden, gingen noch einmal zu Zeus und baten um einen andern König, denn der ihrige sei gar zu träge. Da schickte ihnen Zeus einen andern König, nämlich den Storch, der alsbald einen der Frösche nach dem andern verzehrte.

32. Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen und mit vieler Mühe allmählich so zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte nun der Bär seinem Erzieher ein Stück Wildbret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte, kurz, er leistete ihm Dienste aller Art. An einem Sommertage lag der Einsiedler im Grase hingestreckt und schlief. Neben ihm sass sein Bär und wehrte die Fliegen ab, die den Greis umschwärmten. Besonders eine quälte ihn sehr; schon zweimal hatte sie der Bär fortgejagt, aber immer kam sie wieder. Als sie sich nun gar auf die Stirne des Schlafenden setzte, da rief der Bär unwillig aus: „Warte! ich will dich wegbleiben lehren!“ Bei diesen Worten ergriff er einen Stein, zielte richtig und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch den Kopf des Alten.

33. Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem Bache und erblickte in demselben sein eigenes Bild. „Fürwahr, rief er, die Natur meinte es gut mit mir! Wie prächtig ist das Geweih, das meinen Kopf schmückt! Aber die Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt alle Tiere übertreffen. Während er dies sprach, hörte er in der Ferne Jagdhörner ertönen und erblickte die Hunde, die schon bellend auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und liess seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald; aber indem er sich ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih in den Ästen hängen, und die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder. Sterbend seufzte er: „O, wie thöricht war ich doch! Die Füße, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet, aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“

34. Der Fuchs und der Storch.

Ein Storch, der schon viele weite Reisen unternommen hatte, war im Frühling wieder in sein altes Nest zurückgekehrt. Wie er nun einmal hoch auf seinem Neste stand, zeigte ihn eine alte Füchsin ihrem Jungen und sagte, das sei ein weiser und erfahrener Vogel; denn er habe schon die grössten Reisen gemacht. Als daher der Storch bald darauf auf die Wiese flog, eilte das Füchselein ihm nach, wagte aber lange nicht, ihn anzureden. Endlich fasste es sich Mut, grüsste den Storch bescheiden und bat ihn, von seinen grossen Reisen ihm etwas zu erzählen. Da zählte der Storch alle die Lachen und Seen auf, wo er die wohlschmeckendsten Würmer und die grössten Frösche gefunden hatte.

35. Die Hasen und die Frösche.

Die Hasen gerieten einst in Verzweiflung über ihr Schicksal, dass sie unaufhörlich von Menschen, Hunden und allen möglichen Raubtieren verfolgt würden und sich vor allem fürchten müssten, was ihnen entgentrete. Daher hielten sie eine grosse Versammlung und fassten den Beschluss,

ihrem Leben ein Ende zu machen und sich in einem Teiche zu ertränken. Sie machten sich also auf und zogen in hellen Scharen zu dem Teiche. Am Ufer desselben sass eine grosse Menge Frösche. Sobald diese das Geräusch der herankommenden Hasen hörten, sprangen sie alle sogleich ins Wasser. Als das die Hasen sahen, da freuten sie sich und kehrten getröstet wieder um, indem sie sagten: „Ei seht, es gibt also doch noch ein Geschlecht auf Erden, das sich vor uns fürchtet. Das Los desselben muss also noch trauriger sein als das unsrige, und wir haben daher keinen Grund, uns das Leben zu nehmen.“

36. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der stets sehr grausam gewesen war, lag krank vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Tiere, welche sonst vor ihm in Schrecken geraten waren, bedauerten ihn nicht, sondern freuten sich, dass sie bald seiner los würden. Ja, einige, denen er Unrecht gethan hatte, wollten sich nun an ihm rächen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beissenden Reden, der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte, der Ochs stiess ihn mit seinen Hörnern, der Eber verwundete ihn mit seinen Hauern, ja selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Nur das Pferd that ihm nichts zu leide, obwohl der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht, fragte der Esel, dem Löwen auch eins versetzen?“ Das Pferd aber antwortete: „Ich halte es für niedrig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann.“

b. Kleine Erzählungen, Legenden u. s. w.

1. Der Greis und der Tod.

Ein Greis trug ein Bündel Holz aus dem Walde nach Hause. Nachdem er eine Strecke weit gegangen war, wurde ihm die Last zu schwer; er setzte sich auf die Erde und rief den Tod. Dieser erschien und fragte: „Warum rufst du mich?“ „Ach, erwiderte der Alte erschrocken, ich bitte dich, dass du mir meine Last auf die Schultern hebest.“

2. Die Perlen.

Ein Araber hatte sich in einer heissen Sandwüste verirrt und wurde von heftigem Hunger und brennendem Durste gequält. Nach langem Umherirren kam er in die Spur einer Karawane und fand bald darauf eine lederne Tasche, die im Sande lag. Er hob sie auf und fühlte schon von aussen nach dem Inhalt derselben. „O, das sind Datteln oder Nüsse!“ rief er mit freudiger Überraschung und konnte nicht schnell genug der süssen Labung beikommen. Kaum aber hatte er die wohlverschlossene Tasche geöffnet, so warf er sie unwillig wieder in den Sand und seufzte traurig: „Ach, es sind nur Perlen!“

3. Der Schatz.

Ein Landmann, der dem Tode nahe war, rief seine Kinder zu sich und sprach: „Liebe Kinder, in unserm Weinberg ist ein grosser Schatz verborgen. Grabet fleissig darnach!“ Kaum hatte der Greis diese Worte gesprochen, so starb er. Die Kinder dachten, der Vater habe Schätze von Gold und Silber gemeint, und gruben daher den ganzen Weinberg um. Einen Schatz aber fanden sie nicht. Als jedoch der Herbst herankam, da trugen die Stöcke reichliche Früchte, viel mehr als sonst, und jetzt erst erkannten sie, was der Vater mit dem Schatze gemeint habe.

4. Die Edelsteine.

Ein reicher Chinese war stolz darauf, ein Kleid zu tragen, welches mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt war. Ein alter, schlecht gekleideter Bonze begegnete ihm auf der Strasse, blieb stehen, besah ihn vom Kopf bis zu den Füßen, neigte sich dann vor ihm bis auf die Erde und dankte ihm sehr für die Edelsteine. „Mein Freund, sagte der Reiche, ich habe dir nie Edelsteine gegeben.“ „Das nicht, versetzte der Bonze, aber Ihr gabt mir Gelegenheit sie zu sehen, und einen andern Genuss habt Ihr auch nicht. Es ist zwischen uns nur der Unterschied, dass Ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, während ich dieser Last überhoben bin.“

5. Das brave Mütterchen.

Die Bewohner von Husum feierten einst im Winter ein Fest auf der zugefrorenen See. Ein altes Mütterchen, die Witwe eines Seemanns, lag krank und gebrechlich in ihrem einsamen Häuschen auf dem Deiche, konnte aber wenigstens von ihrem Bette aus sich das Fest betrachten. Gegen Abend bemerkte sie fern am Himmel die ihr wohlbekannten Vorzeichen eines Sturmes, der, vereint mit der herankommenden Flut, die Feiernden bedrohte. Sie rief und schrie, um die Leute zu warnen, aber niemand hörte sie. Da kroch sie aus dem Bette an den Ofen, warf einen Brand in das Bettstroh und schleppte sich dann, so schnell sie konnte, ins Freie. Beim Anblick des Feuers, das rasch um sich griff, eilte alles dem Strande zu, um zu löschen. Kaum aber war die Eisdecke von Menschen leer, so brach sie unter dem Geheule des Sturmes und dem Rauschen der Flut zusammen. So hatte das Mütterchen die Leute gerettet.

6. Das Rad im Mainzer Wappen.

Willegis, ein frommer und gelehrter Mann, war zum Bischof von Mainz gewählt worden. Er war aber von geringer, armer Herkunft; denn sein Vater war ein Wagnersmann gewesen. Deshalb hassten ihn die adeligen Domherren und Stiftsgenossen, nahmen Kreide und malten verdriessliche Räder an die Wände und Thüren seines Schlosses; sie gedachten ihm damit eine Schmach anzuthun. Als der fromme Bischof ihren Spott vernahm, da liess er einen Maler rufen; dem befahl er, mit guter Farbe in alle seine Gemächer weisse Räder in rote Felder zu malen, und liess dazu einen Reim setzen, der lautete: „Willegis, Willegis, denk, woher du kommen sis!“ Daher rührt es, dass seitdem alle Bischöfe zu Mainz weisse Räder im roten Schilde führen.

7. Schlechter Lohn.

Als in dem unglücklichen Kriege von 1806 die Franzosen nach Berlin kamen, da ward unter anderm viel königliches Eigentum weggenommen. Wenn etwas noch so gut verborgen war, wurde es entdeckt und zur Beute gemacht. Nur ein

grosser Vorrat von königlichem Bauholz blieb lange verborgen und unberührt. Da kam zuletzt einer von des Königs eigenen Unterthanen, der sich eine gute Belohnung zu verdienen hoffte, zu dem französischen Kommandanten und teilte ihm mit, was für eine Menge von schönen Baumstämmen an einem bestimmten Ort sich befinde. Der Kommandant aber wies ihn zurück, indem er sagte: „Lasst die Stämme nur liegen, wo sie sind. Wenn Euer König wieder kommt, braucht er Holz zu Galgen für solche Unterthanen, wie Ihr einer seid.“

8. Der geheilte Patient.

Ein reicher Bürger von Amsterdam wurde infolge von Unmässigkeit und Trägheit krank. Er fragte alle Ärzte der Stadt um Rat und gebrauchte eine Menge von Arzneien; weil er aber seine Lebensweise nicht änderte, wurde sein Zustand nicht besser. Endlich wendete er sich brieflich an einen berühmten Arzt, der 100 Stunden weit entfernt wohnte. Dieser erriet sofort die Ursache der Krankheit und schrieb dem Patienten, wenn er wieder gesund werden wolle, müsse er unbedingt zu Fuss zu ihm kommen und auf der Reise äusserst mässig leben, damit das Übel sich nicht verschlimmere. Der Kranke machte sich seufzend auf den Weg, und die ersten Tage ging es nur langsam und mühsam vorwärts. Aber dann wurde er allmählich frischer und kräftiger, und nun ging's von Tag zu Tag besser, und bis er bei dem Arzte ankam, war er gesund. Dieser empfing ihn lächelnd, riet ihm, auch wieder zu Fuss nach Hause zu gehen und nicht mehr zu essen, als nötig sei. Der Amsterdamer aber erkannte den Wert der Thätigkeit und Mässigkeit, blieb von nun an gesund und erreichte ein hohes Alter.

9. Die klugen Sinser.

Zu der Zeit, als keine Gemeinde mehr der Weisheit ermangelte, waren es einzig noch die Sinser im Unterengadin, denen dieselbe fehlte. Sie beschlossen daher in einer Versammlung, um nicht ferner ihren Nachbarn wegen jenes Mangels zum Gespötte zu dienen, einige Bürger nach Venedig

zu schicken, um daselbst das Kräutlein der Weisheit zu kaufen. Gesagt, gethan. Für schweres Geld erwarben die Abgesandten die wunderbare Pflanze und traten seelenvergnügt den Heimweg an. In der Heimat wurden sie von jung und alt stürmisch begrüsst, festlich empfangen und auf dem offenen Dorfplatz an grosser Tafel bewirtet. Wie nun alles fröhlich und guter Dinge war, und das Lob der Weisheit von allen Zungen klang, kam ein Esel des Weges und frass das Kräutlein der Weisheit, das man sorglich auf ein besonderes Tischchen gelegt hatte.

(Frey.)

10. Die beiden Maler.

In einer Stadt lebte einst ein kunstreicher Maler, dessen Name weit und breit berühmt war. Ferne von ihm, in einer andern Stadt, lebte ein anderer auch sehr geschickter Maler. Dieser hatte Lust, jenen Meister und seine Arbeit kennen zu lernen, und suchte ihn auf. Er fand ihn in der Kirche, da er eben den „englischen Gruss“ köstlich in Ölfarben malte. Er grüsste den Meister, redete mit ihm, gab sich aber nicht zu erkennen; als aber jener weggegangen war, stieg er auf das Gerüste, malte dem Engel Gabriel eine Fliege an die Stirne und ging hinweg. Als der Meister wiederkam und arbeiten wollte, sah er die Fliege und wehte mit der Hand, um sie hinwegzutreiben; aber sie wollte nicht hinweg. Da merkte er, dass sie gemalt war, und sprach: „Hier ist ein Meister gewesen.“ Er dachte, es sei der, welcher bei ihm gewesen, und liess ihn suchen; aber dieser ward nicht mehr gefunden.

(Pauli.)

11. Die Schmuggler.

An einer schroffen Felswand im Gebirge zogen achtzehn Schmuggler, jeder mit einem Sack Pulver beladen. Der letzte im Zuge bemerkte, dass sein Sack allmählich leichter werde, und während er sich darüber freute, kam ihm der Gedanke, dass die Erleichterung auf Kosten seiner Ladung statffinde. Das war nur allzu wahr; eine lange Fährte von Pulver bezeichnete die Spuren des Weges; es war ein Verlust, mehr

aber, es war ein Zeichen, welches den Zug der Truppe verraten konnte. Er rief: Halt! und sogleich setzten sich die siebzehn andern auf ihre Säcke, trockneten den Schweiss von der Stirne und tranken einen Schluck Brantwein. Unterdessen lief jener schlaue Geselle soweit zurück, als die Spur des Pulvers ging. Nach fast zweistündigem Marsch erreichte er das Ende und schüttete Feuer aus seiner Pfeife darauf, um die Spur zu vertilgen. Zwei Minuten darauf vernahm er einen mächtigen Knall, der an den Bergwänden widerhallte. Das kam ihm sonderbar vor. — Es waren die andern siebzehn Säcke gewesen. Das Lauffeuer hatte sie erfasst und in die Luft gesprengt, mit ihnen aber auch die siebzehn Familienväter, welche darauf sassen.

(Nach Töpffer.)

12. Hohes Alter.

Einst geschah es, dass ein Prediger in Schleswig seinen Kirchsprengel umritt, um sich mit seinen Verhältnissen genau bekannt zu machen. In einer entlegenen Gegend stand ein einsamer Bauernhof; der Weg führte hart am Thore vorbei. Auf der Bank sass ein Greis mit schneeweissem Haare und weinte bitterlich. Der Pfarrer fragte teilnehmend, was ihm fehle. — „Ach, gibt der Alte zur Antwort, mein Vater hat mich so geschlagen.“ Befremdet bindet der Prediger sein Pferd an und tritt ins Haus. Da begegnet ihm auf der Flur ein Alter, noch viel greiser als der erste, mit erzürnter Geberde und in heftiger Bewegung. Der Prediger spricht ihn freundlich an und fragt nach der Ursache des Zornes. Da antwortete der Greis: „Ei, der Junge hat meinen Vater fallen lassen.“ — Damit öffnete er die Stubenthüre; der Pfarrer verstummte vor Erstaunen, denn er sieht einen vor Alter ganz zusammengedrückten, aber noch rührigen Greis im Lehnstuhl hinter dem Ofen sitzen.

13. Die drei Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei davon liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgiltig, obgleich dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer von

euch, sprach er zu seinen Freunden, will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin schwer verklagt worden, und der König zürnet.“ Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, dass er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathauses; da wandte er sich um und ging fort aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte aber, auf den er am wenigsten gerechnet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, dass der Richter ihn von aller Schuld lossprach.

14. Des Engels Lohn.

Ein armer Mann beherbergte einstmals in seiner Strohhütte einen Engel. Er freute sich des hohen Glückes von ganzer Seele und gab dem heiligen Gaste alles, was er hatte. Der Engel sass die halbe Nacht an seiner Seite und redete himmlische Weisheit über den Wert der Tugend und über das Vertrauen zu Gott. Am Morgen aber, als er Abschied genommen, ergriff er einen Feuerbrand und zündete das Häuschen an, so dass es in kurzer Zeit von den Flammen verzehrt war. Der arme Mann war trostlos, dass er kein Obdach mehr hatte, aber noch grösser war sein Schmerz darüber, dass der Gast, den er so liebevoll gepflegt hatte, eine solche That an ihm begehen konnte. Er bezweifelte die Heiligkeit desselben, und sein Herz glaubte nicht mehr an das, was ihm der Engel so schön gesagt und erklärt hatte. Als die Asche kühl geworden war, räumte er den Schutt weg und sagte: „Ich will mir mit eigener Hand ein Haus bauen; wenn ich nur ein Obdach habe, so habe ich genug.“ Und sieh, als er Hand ans Werk legte, da fand er in dem alten Grundgemäuer einen grossen Schatz, dass er ein festes Haus bauen konnte und noch Reichtum übrig behielt. Da erkannte er die Wohlthat des Engels und glaubte an Gottes Weisheit und Güte sein Leben lang.

15. Schneller Entschluss.

Ein eigensinniger, launischer und wunderlicher Herr, der mit seinem Bedienten täglich zankte, und dem nie etwas recht

zu machen war, kam eines Tages sehr verdriesslich nach Hause. Da die Suppe noch nicht auf dem Tische stand, fing er an auf den Diener zu schimpfen, und als derselbe sie gebracht hatte, war sie ihm entweder zu kalt oder zu heiss, kurz, er nahm in seinem Zorn die Schüssel und warf sie ohne weiters zum Fenster hinaus auf den Hof. Der Diener, welcher in demselben Augenblicke mit dem Braten in das Zimmer trat, warf denselben schnell der Suppe nach, dann das Brot, den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf stand. — „Mensch, was untersteht er sich? donnerte ihn der Herr an, indem er wütend auf ihn losfuhr; was soll das heissen?“ „Verzeihen Sie, erwiderte ruhig der Diener, ich glaubte, Sie wollten heute im Hofe speisen. Der Himmel ist so heiter, die Luft so rein; sehen Sie nur, wie der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihre Mahlzeit halten!“ — Da erkannte der Herr seinen Fehler, lächelte über die schnelle Entschlossenheit seines Dieners und nahm sich vor, künftig ruhiger zu sein.

c. Märchen, Sagen, Erzählungen aus der Geschichte.

1. Vergissmeinnichts Name.

Als der liebe Gott die Blumen geschaffen hatte, gab er auch jeder einen Namen. Die eine nannte er Rose, die andere Veilchen, wieder eine andere Maiglöckchen u. s. w. Ein kleines blaues Blümchen aber kam nochmal zurück und sagte: „Herr, ich habe meinen Namen vergessen.“ Da sagte der liebe Gott: „Wenn du deinen Namen vergessen hast, so vergiss wenigstens mein nicht!“ Beschämt zog sich das Blümchen zurück an den stillen Bach und in das dunkle Gebüsch und heisst seitdem: Vergissmeinnicht.

2. Der Distelfink.

Als der liebe Gott die Vögel gemacht hatte, nahm er einen grossen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn auf Flügel und Rücken. Alle wurden prächtig gefärbt, wie

es sich für jeden schickte. Nur einer war übrig geblieben, weil er sich nicht hatte vordrängen wollen; das war der Distelfink. Als er endlich herbeikam, waren alle Farben verbraucht, und er weinte bitterlich. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig! In jedem Schälchen ist noch ein bisschen Farbe; das will ich auf deine Federn streichen.“ Und so malte er den Distelfink ein bisschen rot und ein bisschen schwarz und ein bisschen grün, so dass dieser der bunteste unter allen Vögeln ward.

3. Die Nachtigall.

Als der liebe Gott die Vögel geschaffen hatte, sassen sie alle um ihn herum. Aber fast keiner war mit seinem Kleide zufrieden, das ihm Gott gegeben. Die Gans sprach: „Ich möchte gern grüne Beine haben.“ Die Ente sagte: „Ich möchte gern einen roten Kopf haben.“ Die Lerche sprach: „Ich möchte gern rot und grün und gelb aussehen.“ Und so wollte jeder etwas anderes. Nur die Nachtigall war zufrieden und freute sich über ihr graues Kleid. Das gefiel dem lieben Gott, und er sprach daher zu ihr: „Weil du so zufrieden bist, sollst du auch am schönsten singen unter allen Vögeln und sollst der Liebling der Menschen werden.“ Seitdem lauschen diese voll Freude der Sängerin der Nacht und nennen sie die Königin der Singvögel.

4. Prometheus.

Prometheus war ein Freund der Menschen, und als er sah, dass sie des Feuers entbehrten, da erbarmte er sich ihrer, barg einen Funken vom Blitze des Zeus in seinem ausgehöhlten Stab und brachte so den Menschen das Feuer auf die Erde. Zeus aber zürnte ihm ob dieses Frevels und liess ihn durch Hephästus an einem Felsen des Kaukasus anschmieden; ein Adler aber kam täglich herbeigeflogen und zerfrass ihm die Leber, die nachts immer wieder nachwuchs. So litt Prometheus lange unsägliche Qualen, bis endlich Herkules herbeikam, den Adler tötete und den Gefesselten aus seiner Lage befreite.

5. Tantalus.

Tantalus war der Liebling des Zeus und deshalb von diesem sogar zu den Mahlzeiten der Götter beigezogen worden, hatte aber die Gespräche derselben den Menschen verraten. Zur Strafe dafür wurde er von Zeus in die Unterwelt verstossen, wo er schreckliche Qualen erleiden muss. Denn obwohl er stets im Wasser steht, kann er seinen Durst nicht löschen, weil das Wasser jedesmal von seinen Lippen zurückweicht, so oft er sich darnach bückt. Und wenn er nach den Früchten greift, die an einem Baume neben ihm hängen, entführt sie ein Windstoss seinen Händen, so dass er auch den Hunger nie stillen kann. Über seinem Haupte aber hängt ein Schwert an einem schwachen Faden, das ihn fortwährend mit dem Tode bedroht.

6. Sisyphus.

Sisyphus, der schlaueste und gewinnsüchtigste unter allen Menschen, wurde von Zeus zur Strafe für seine Verbrechen in die Unterwelt geworfen und mit schrecklichen Plagen gefoltert. Tag für Tag muss er einen schweren Felsblock eine Anhöhe hinaufwälzen, und wenn er, mit Händen und Füßen sich anstemmend, endlich die Höhe erreicht hat, entgleitet der Block seinen Händen und rollt wieder in die Tiefe hinab, so dass er die Arbeit stets von neuem beginnen muss.

7. Midas.

Einst hatten Landleute einen Begleiter des Gottes Dionysos in den Gärten des phrygischen Königs gefangen und zu ihrem König Midas geführt. Dieser bewirtete ihn zehn Tage und zehn Nächte und führte dann den Jüngling zu Dionysos zurück. Der Gott freute sich, dass ihm sein Liebling wieder geschenkt war, und gestattete dem König einen Wunsch. Dieser bat, dass alles, was er von nun an berühren werde, zu Gold würde. Der Gott willfahrte seinem Wunsche, bedauerte aber, dass er nichts Besseres gewählt habe. Als nun der König heimkam, da wurde alles, was er berührte, zu Gold: die Früchte, die er essen wollte, die Geräte, die er in die

Hand nahm, das Wasser, in dem er sich waschen wollte, kurz, alles wurde Gold, so dass er weder Hunger noch Durst stillen konnte. Da erkannte er, wie thöricht sein Wunsch gewesen, eilte zu Dionysos zurück und bat ihn reumütig, sein Geschenk zurückzunehmen. Der Gott gewährte ihm die Bitte und nahm das Geschenk wieder zurück.

8. Phaethon.

Phaethon, der Sohn des Sonnengottes, kam einst zu seinem Vater und bat ihn um die Erlaubnis, einmal einen Tag lang den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Nach langem Sträuben gab der Vater endlich nach, und Phaethon bestieg den glänzenden Wagen. Aber er konnte die feurigen Rosse nicht lange zügeln, sie wichen von der gewohnten Bahn ab und eilten der Erde zu; infolge dessen setzte der glühende Sonnenwagen alles in Brand, wohin er kam. Die Flüsse vertrockneten, die Wälder verbrannten, grosse Strecken Landes wurden zur Wüste. Da nahm Zeus, damit nicht alles vernichtet werde, seinen Blitz und zerschmetterte den Phaethon, dass er tot und ganz versengt in die Tiefe stürzte.

9. Die lykischen Bauern.

Latona, die Mutter des Apollo und der Artemis, wurde von der Götterkönigin Hera sehr gehasst und musste deshalb mit ihren beiden Kindern fliehen. Ermüdet von der langen Wanderung und der Sonnenhitze kam sie eines Tages an einen Teich in Lykien. Freudig eilte sie auf denselben zu, um ihren Durst zu stillen. Als das die lykischen Bauern sahen, verboten sie der Göttin, zu trinken, sprangen ins Wasser und regten mit ihren Händen und Füßen den Schlamm auf, so dass das Wasser ganz trübe wurde. Da ergrimmte die Göttin und sprach: „So lebt denn ewig in diesem Sumpfe!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da schwellen die Hälse der Bauern an, die Mäuler dehnten sich, die Köpfe wurden spitzer, der Nacken färbte sich grünlich, und bald schwammen statt der menschlichen Gestalten hässliche Frösche im Wasser herum.

10. Das goldene Vliess.

Phrixos und Helle, die Kinder des Athamas, wurden von ihrer Stiefmutter heftig verfolgt und flohen daher auf einem goldenen Widder nach Kolchis. Als sie über die Meerenge zwischen Europa und Asien kamen, da entsank der Helle der Mut, sie fiel herab ins Meer, das seitdem nach ihr Hellespont genannt wurde. Phrixos aber setzte die Reise fort und kam endlich glücklich nach Kolchis, wo er den Widder opferte, das Vliess desselben aber im Hain des Ares zum Dank für die Rettung aufhängte.

Später wurde der junge Jason von seinem Oheim Pelias nach Kolchis geschickt, um das goldene Vliess zu holen. Mit Hilfe der Königstochter Medea tötete Jason den Drachen, der das Vliess bewachte, nahm dieses an sich und floh mit Medea nach Korinth.

11. Herakles und die Wasserschlange.

Herakles sollte die Welt von lästigen Ungeheuern reinigen. Nachdem er schon verschiedene schwere Arbeiten vollbracht hatte, kam er auch an einen grossen Sumpf, in welchem eine neunköpfige Schlange hauste. Mutig hieb er ihr mit seinem starken Schwerte einen Kopf ab, aber aus dem Stumpf des Halses wuchsen alsbald zwei neue Köpfe hervor, so dass die Gefahr für Herakles grösser statt kleiner wurde. Da rief er in seiner Not seinen Freund Jolaus herbei und befahl ihm, mit einem Feuerbrand die Stümpfe der Häuse, von denen er den Kopf abgeschlagen habe, sofort auszubrennen. Dieser that, wie ihm befohlen, und so konnte kein Kopf mehr nachwachsen. Erst auf diese Weise gelang es dem Helden, die Schlange zu überwältigen und zu töten.

12. Theseus.

Auf der Insel Kreta hauste in dem weiten Labyrinth ein schreckliches Ungeheuer, der Minotauros, ein Mensch mit einem Stierkopf. Diesem mussten die Athener alljährlich sieben Knaben und sieben Mädchen als Tribut schicken. Als aber Theseus, der Sohn des athenischen Königs Ägeus, herange-

wachsen war, bestieg er ein Schiff mit schwarzen Segeln und fuhr nach Kreta, um den Minotauros zu töten und so sein Vaterland von der schweren Abgabe zu befreien. Seinem Vater versprach er, falls ihm sein Unternehmen gelinge, bei der Rückkehr weisse Segel aufzuziehen, damit derselbe seinen Sieg schon von weitem erkenne. Glückliche gelangte Theseus in das Labyrinth, tötete den Minotauros und fand mit Hilfe des Fadens der Ariadne auch den Ausgang wieder. Vor Freude über den Sieg vergass er aber, die schwarzen Segel mit weissen zu vertauschen, weshalb sich Ägeus, als er die schwarzen Segel erblickte, vor Gram ins Meer stürzte. Dieses wird seitdem das ägäische genannt.

13. Kodrus.

Die Dorier führten einst mit den Athenern Krieg. In ihrer Not wandten sich diese an das Orakel in Delphi und fragten, was sie thun sollten, um zu siegen. Sie erhielten zur Antwort, dass dasjenige Volk den Sieg davon tragen werde, dessen König zuerst fallen würde. Als Kodrus, der König der Athener, dies hörte, verkleidete er sich als Bettler, ging zum Lager der Feinde und fing mit einem Soldaten Streit an. Dieser geriet in Zorn und erschlug, ohne es zu wissen, den athenischen König. Als die Dorier merkten, dass der athenische König gefallen sei, zogen sie freiwillig ab; Kodrus aber hatte durch seinen Opfertod das Vaterland gerettet.

14. Bias.

Bias, einer der sieben Weisen Griechenlands, war einst mit gottlosen Menschen zu Schiffe. Da brach ein heftiger Sturm los, und das Schiff kam in grosse Gefahr. Jetzt fingen auch jene Gottlosen an, laut zu den Göttern zu beten und um ihre Hilfe zu bitten. Bias aber sagte zu ihnen: „Ich bitte euch, schweigt still, damit die Götter nicht hören, dass ihr auf dem Schiffe seid.“

15. Alexander und Diogenes.

Als Alexander der Grosse nach Korinth kam, da beschloss er, den berühmten Philosophen Diogenes, der bei Korinth

in einem Fasse wohnte, aufzusuchen. Er trat zu ihm hin und forderte ihn auf, sich von ihm eine Gnade zu erbitten. Diogenes aber sagte: „Geh mir ein wenig aus der Sonne!“ Da verwunderte sich der König sehr und sprach: „Wenn ich nicht Alexander wäre, würde ich Diogenes sein wollen.“

16. Alexander der Grosse und seine Soldaten.

Alexander der Grosse kam einst mit seinem Heere durch eine grosse Wüste, in der weit und breit kein Wasser war. Die Soldaten wurden vom Durst entsetzlich gequält, und auch Alexander wurde matt und fing an, über Durst zu klagen. Endlich hatte ein Soldat etwas Wasser gefunden und brachte es in seinem Helme dem König. Dieser aber goss das Wasser in den Sand, indem er sprach: „Für uns alle reicht es doch nicht, und ich will nichts vor euch voraushaben.“ Die Soldaten aber wurden durch diese Enthalt-samkeit des Königs so begeistert, dass sie gerne alle weiteren Strapazen und Gefahren auf sich nahmen.

17. Alexander d. Gr. und sein Arzt Philippus.

Alexander d. Gr. kam auf seinem Zuge bei grosser Hitze mit Staub und Schweiss bedeckt in der Stadt Tarsus an, welche von dem Flusse Cydnus durchflossen wird. Als er das klare Wasser sah, ergriff ihn die Lust zu einem Bade; aber kaum war er einige Minuten in dem kalten Wasser, da überfiel ihn ein heftiges Fieber; er musste aus dem Bade in sein Zelt getragen werden, wo er in eine schwere Krankheit verfiel. Schon gab man ihn verloren, da entschloss sich sein treuer Arzt Philippus, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel anzuwenden. Während er den Trank bereitete, erhielt Alexander einen Brief, in welchem stand: „Alexander, traue dem Philipp nicht; denn er ist von Darius bestochen und will dich vergiften.“ Alexander legte den Brief unter sein Kissen, und als dann Philipp hereintrat, nahm er mit der einen Hand den Becher, mit der andern reichte er Philipp den Brief. Während dieser las, trank Alexander ruhig die Arznei. Der Arzt war entrüstet über die Verleumdung, Alexander aber beruhigte ihn mit den Worten: „Der Ausgang wird dich

rechtfertigen.“ Und wirklich war Alexander schon am dritten Tage wieder gesund und stellte sich an die Spitze seines jubelnden Heeres.

18. Horatius Kokles.

Porsena, König der Etrusker, hatte sich von Tarquinius zum Kriege gegen Rom bewegen lassen. Er drang mit einem mächtigen Heere vor und drängte die Römer über den Tiber. Eine kleine Schar, welche die Brücke bewachen sollte, floh, und beinahe wären die Etrusker gleich mit den Römern in die Stadt eingedrungen. Bloss ein Mann, namens Horatius Kokles, blieb am Eingang der Brücke stehen, um sie zu verteidigen, und zwei andere, durch sein Beispiel ermutigt, gesellten sich zu ihm. Mit ihren Schilden und Schwertern versperrten sie den Feinden den Weg, während hinter ihnen die Brücke abgebrochen wurde. Als nur mehr das letzte Brett übrig war, riefen die Römer die drei zurück; aber nur die beiden andern folgten; Horatius blieb, bis die ganze Brücke hinter ihm eingestürzt war, dann sprang er in den Fluss und schwamm zu den Seinigen hinüber, die ihn mit Jubel empfingen.

19. Mucius Skävola.

Als Rom durch den König Porsena in grosse Not gebracht war, da entschloss sich ein Jüngling, namens Mucius, zu einer kühnen That, um sein Vaterland zu retten. Mit einem Dolche unter dem Mantel ging er ins Lager der Feinde und kam vor das königliche Zelt, wo eben den Truppen der Sold ausbezahlt wurde. Mucius, der den König nicht kannte, stürzte auf den los, an welchen sich die meisten Soldaten wandten, und tötete den Schreiber des Königs. Sogleich wurde er ergriffen und vor Porsena geführt. Furchtlos sprach der kühne Jüngling: „Ich bin ein römischer Bürger und wollte den Feind meines Vaterlandes töten. Da ich mich getäuscht habe, will ich dir gestehen, dass ich nicht der einzige bin, der dir nach dem Leben strebt.“ Der König erschrak und drohte, ihn verbrennen zu lassen, wenn er nicht die ganze Verschwörung entdeckte. Mucius aber sprach kein Wort, sondern entblösste seinen rechten Arm, ging zu einem Kohlen-

becken, hielt seine Hand in die Glut und liess sie langsam verbrennen, ohne eine Miene zu verziehen. Da ergriff Staunen und Entsetzen die Umstehenden; der König aber liess ihn frei und schloss mit den Römern Frieden, da er den zweifelten Mut derselben erkannte und ihren Widerstand fürchtete. Mucius aber erhielt von seinen Mitbürgern den Beinamen „Skävola“, d. h. Linkhand, der sich auf seine Nachkommen vererbte.

20. Die Horatier und die Kuriatier.

In einem Kriege zwischen den Römern und Albanern standen schon beide Heere einander kampfbereit gegenüber, als man beschloss, den Streit durch einen Einzelkampf weniger Männer zu entscheiden. Zufällig befanden sich in beiden Heeren drei Brüder, bei den Römern die drei Horatier, bei den Albanern die drei Kuriatier. Die Heere schlossen einen Kreis, und der Kampf der Brüder begann. Nach langem, hartnäckigem Streite fiel endlich ein Römer, dann noch einer. Schwer verwundet standen die drei Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber. Schon erhoben die Albaner ein Jubelgeschrei; da floh der Horatier, der noch unverwundet war, während ihm die Albaner folgten, der eine schneller, der andere langsamer. Da wandte sich der Horatier um und durchbohrte den nächsten der Albaner; ebenso tötete er den zweiten, und als der dritte sich mühsam herbeischleppte, gab er auch diesem den Todesstoss. Jubelnd umarmten die Römer den Sieger, die Albaner aber mussten sich ihrer Herrschaft unterwerfen.

21. Siegfried.

Als Siegfried, der Sohn des Königs von Xanten, bei einem Waffenschmied sich selbst ein Schwert geschmiedet hatte, machte er sich auf, um Abenteuer zu bestehen. Bald kam er zu einem grossen Drachen, der die Gegend weit und breit verheerte. Siegfried besann sich nicht lange, griff den Drachen mutig an, und bald hatte er ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt. Das Blut des Ungeheuers rann in eine Quelle hinab. Da bekam Siegfried Lust, sich in dem Blute zu baden, und siehe, von dem Bade wurde seine Haut so fest

wie Horn. Kein Pfeil, kein Schwert konnte ihn verletzen, nur an einer einzigen Stelle zwischen den Schultern blieb er verwundbar, weil beim Baden ein Lindenblatt darauf gefallen war.

22. Das Riesenspielzeug.

Auf der Burg Niedeck im Elsass waren die Ritter vor Zeiten grosse Riesen. Einst ging das Riesenfräulein hinab ins Thal, um zu sehen, wie es da unten sei, und kam fast bis nach Haslach auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von einem Bauern bestellt wurde. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und den Bauern an, da ihr alles ganz neu war. „Ei, sprach sie, das nehme ich mir mit.“ Da kniete sie nieder, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand übers Feld und that alles hinein, was sie erreichen konnte. Dann lief sie vergnügt nach Hause, den Felsen hinaufspringend.

Der Ritter sass eben am Tische, als sie eintrat. „Ei, mein Kind, sprach er; was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus.“ Da sprach sie: „Ei, Vater, ein gar hübsches Spielzeug. So etwas Schönes habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen.“ Dabei öffnete sie die Schürze, nahm eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Pferde und den Bauern. Dann sprang sie um den Tisch herum, lachte und schlug vor Freude in die Hände. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug; da hast du etwas Schönes angerichtet! Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal, wo du es genommen hast! Denn baut der Bauer nicht sein Feld, so haben wir nichts zu essen.“ Weinend und zögernd packte das Fräulein wieder alles in seine Schürze und trug es an die Stelle zurück, wo sie es gefunden.

23. Der Rattenfänger von Hameln.

Zu Hameln in Niedersachsen war einst ein solcher Überfluss an Mäusen, dass sie alle Baum- und Feldfrüchte zernagten. Kein Mittel half, bis ein Mann von wunderbarem Äusseren erschien und sich anheischig machte, die Stadt um bestimmten

Lohn von den lästigen Tieren zu befreien. Er blies auf einer Pfeife, und die Tiere rannten aus allen Winkeln und Löchern herbei und folgten ihm in den Fluss, wo sie ertranken. Als man dem Wundermanne jedoch den Lohn verweigerte, erschien er folgenden Tags in Jägertracht mit schrecklichem Blick, einen fremdartigen, roten Hut auf dem Kopf, pffte wieder, und diesmal folgten dem Zaubertone alle Knaben der Stadt vom vierten bis zum zwölften Jahre aus der Stadt hinaus in eine Berghöhle, wo sie für immer verschwanden.

(Henne.)

24. Der Rabe zu Merseburg.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte zu Merseburg an der Saale ein Bischof, namens Thilo. Der war ein gar jähzorniger Herr. Als er einst den ganzen Tag auf der Jagd durch Sumpf und Moor gesprengt war, ohne ein einziges Wild erlegt zu haben, ritt er verdriesslich heim nach seinem Schlosse und begab sich in sein Gemach, wo der alte Diener ihn erwartete. Nun besass der Bischof einen goldenen Siegelring, der ihm besonders teuer war, und den er in einem Kästchen aufzubewahren pflegte. In der Eile hatte er dasselbe mit dem Kleinode am Morgen unverschlossen am offenen Fenster stehen lassen, und als er jetzt darnach griff, vermisste er den Ring. Sofort warf er seinen Verdacht auf den alten Diener, der allein im Zimmer gewesen; und obwohl derselbe seine Unschuld beteuerte, liess ihn der erzürnte Bischof in den Turm werfen. Die Folter brachte ihn zum Geständnis, worauf der Bischof ihn hinzurichten befahl. Einige Zeit darauf sollte an einem der Schlosstürme das Dach ausgebessert werden. Da fanden die Arbeiter droben ein Rabennest und in dem Neste den Ring, um dessen willen der unschuldige Diener den Tod erlitten hatte. Nur bereute der Bischof seine Übereilung und Gewaltthat und ordnete, sich selbst zur Busse und anderen zur Warnung, an, dass im Schlosshofe zu Merseburg auf ewige Zeiten ein Rabe unterhalten werde.

25. Der Mäuseturm.

Der Erzbischof Hatto von Mainz war ein harter und unbarmherziger Mann. Einst liess er in wohlfeiler Zeit eine

grosse Menge Korn zusammenkaufen und in seinen Speichern verwahren. Als dann eine grosse Teuerung entstand, sammelten sich viele Notleidende um Hattos Burg und schrien um Brot. Der aber schalt sie, dass sie müssiges Volk seien und nicht arbeiten wollten, und als sie immer dringender baten, liess er eine Menge Männer, Weiber und Kinder in eine Scheune gehen, dieselbe verschliessen und dann in Brand stecken. Die Unglücklichen jammerten und schrien; der Bischof aber blieb unerweicht und spottete: „Hört ihr, wie die Mäuslein pfeifen?“ — Da kam des Himmels Strafgericht über Hatto. Ungeheure Schwärme von Mäusen erschienen in seinem Schlosse und belästigten ihn Tag und Nacht. Da liess er sich, um ihnen zu entfliehen, einen starken Turm mitten im Rhein bauen. Aber die Mäuse verfolgten ihn auch hieher; sie schwammen über den Fluss, kletterten in den Turm und frassen den Bischof bei lebendigem Leibe auf. Der Turm aber heisst seitdem der Mäuseturm.

26. Arnold von Winkelried.

Herzog Leopold von Österreich wollte die Schweizer seiner Herrschaft unterwerfen und führte ein mächtiges Heer von Rittern gegen sie. Die Schweizer waren schlecht gerüstet, hatten nur ihre Bauernkleider und kurze Waffen. Leopold stellte seine Ritter in einer Reihe Mann an Mann mit vorgehaltenen Spiessen wie eine eiserne Mauer auf. Die Schweizer griffen mutig an, konnten aber in die dichte Reihe der Feinde nicht eindringen und wurden mehrmals mit grossem Verlust zurückgeschlagen. Da sprang Arnold von Winkelried hervor und rief den Seinigen zu: „Brüder, ich will euch eine Gasse machen.“ Bei diesen Worten warf er seine Waffen weg, umfasste mit seinen mächtigen Armen so viele feindliche Spiesse, als er nur erreichen konnte, und drückte sie in seine Brust. In die dadurch entstandene Lücke aber drangen die Eidgenossen rasch vor und hieben mit ihren Hellebarden und Morgensternen links und rechts auf die Ritter ein. Alle, auch der Herzog Leopold, kamen um, die Schweizer aber hatten ihre Freiheit gerettet.

27. Die halbgefüllte Flasche.

Die Dänen führten einst einen heftigen Krieg mit den Schweden. Ein gemeiner dänischer Soldat war nach einer siegreichen Schlacht auf einen Wachtposten gestellt worden und konnte sich daher für seinen brennenden Durst nur mühsam eine Flasche Bier verschaffen. Er wollte sie eben an den Mund setzen, als in der Nähe ein verwundeter Schwede mit ächzender Stimme um Linderung seines Durstes schrie. Der Däne vergass seinen eigenen Durst und eilte zu dem hilfsbedürftigen Feinde, welcher, beider Beine beraubt, auf dem Boden lag. Er neigte sich über den Flehenden hin und reichte ihm die volle Flasche. Aber in demselben Augenblicke erwachte in dem Schweden der alte Volkshass, und heimtückisch feuerte er eine Pistole auf den edlen Geber ab. Doch der Schuss ging fehl. Da ergriff der Däne ruhig die Flasche, trank sie halb aus und reichte sie dann dem Hilflosen mit den Worten: „Nun kriegst du nur die Hälfte.“ — Als der König dies erfuhr, liess er den Soldaten kommen, erhob ihn in den Adelsstand und gab ihm als Wappen eine halbgefüllte Flasche, die das Geschlecht bis auf den heutigen Tag führt.

II. Erzählungen nach Gedichten.

(Erste Stufe.)

1. Die Biene und die Taube.

(Michaelis.)

Eine Taube sass auf einem Baume am Ufer eines Baches. Da sah sie plötzlich eine Biene, welche am Ufer trinken wollte, ins Wasser fallen. Voll Mitleid brach sie ein Blatt vom Baume und warf es hinab in den Bach. Die Biene bemerkte es, schwamm darauf zu, klammerte sich daran und rettete sich auf diese Weise ans Ufer. Sie hatte wohl bemerkt, dass sie ihre Rettung nur der mitleidigen Taube auf dem Baume verdanke, und bald fand sich Gelegenheit, derselben ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Einige Tage darnach nämlich kam ein Jäger des Weges, und als er die Taube, welche wieder auf

dem Baume sass, erblickte, legte er auf sie an, um sie herabzuschliessen; aber ehe er noch losdrücken konnte, flog die Biene herbei und stach ihn in die Hand. Der Schuss ging fehl, und die Taube war gerettet.

2. Der kleine Vogelfänger.

(Hoffmann v. Fallersleben.)

„Ei, jetzt habe ich dich endlich gefangen; jetzt sollst du mir nicht mehr entweichen; in einem Käfig will ich dich vor mein Fenster hängen, wo du mir schöne Lieder vorsingen sollst.“ So sprach ein Knabe zu einem Vögelein, das er eben in einer Schlinge gefangen hatte. Dieses aber erwiderte: „Ach, was habe ich dir denn zu leide gethan, du herzloser Bube, dass du mir meine Freiheit raubst? Lass mich los!“ Doch der Knabe wollte nichts davon wissen, sondern sagte: „Ich bin der Herr, und du bist der Knecht; denn der Mensch ist der Herr aller Geschöpfe, und so bist du mir unterthan.“ „Nein, mein Lieber, entgegnete das Vöglein, davon ist keine Rede, du wenigstens hast noch kein Recht über mich; oder womit willst du das beweisen?“ Da wurde der Knabe unwillig, drohte dem Vöglein, es zu töten und zu verspeisen, und rannte davon. Aber in seiner Hast stolperte er und fiel zu Boden. Das Vöglein aber flog lustig davon und liess den mutwilligen Knaben in seinem Schmerz und Ärger zurück.

3. Der Jäger am Mummelsee. (Eine Sage.)

(Kopisch.)

Ein Jäger ging einst im Schwarzwald auf die Jagd. Lange schon war er umhergestreift, hatte aber kein Glück; alles schien wie verzaubert, denn nicht ein einzigesmal traf er sein Ziel. Sein Pulvervorrat war fast zu Ende, und so wandte er sich verdriesslich zur Heimkehr; dabei kam er am Mummelsee vorüber. Plötzlich sah er an dem gegenüberliegenden Ufer einen Zwerg sitzen, der mit Gold spielte; es glänzte und funkelte in der Abendsonne so, dass den Jäger heftige Begierde nach demselben erfasste. Ohne sich lange zu besinnen, legte er auf den Zwerg an und drückte los. Aber dieser war noch schneller als der Jäger, rasch tauchte

er in die Flut des Sees, und der Schuss ging darüber hinweg. Gleich darauf aber erschien der Zwerg wieder am Ufer und rief dem Jäger zürnend zu: „Ei, du wilder, habgieriger Jäger, was fällt dir ein? Hättest du nicht geschossen, würde ich dir das Gold freiwillig geschenkt haben; so aber sollst du nichts haben als Spott und Schande.“ Kaum hatte der Zwerg so gesprochen, als er verschwand; von allen Seiten aber eilten nun die Tiere des Waldes herbei, die Hirsche und Rehe, die Hasen und Füchse, und liefen vor dem Jäger über den Weg, ohne dass dieser ihnen Schaden thun konnte; denn all sein Pulver war verbraucht, er hatte nicht einen einzigen Schuss mehr übrig. Selbst die Vögel flatterten um ihn herum, setzten sich ihm auf den Hut, zupften an seiner Tasche, kurz, sie trieben ihren Spott mit ihm, dass er vor Zorn und Ärger fast vergehen wollte. So rächte sich der Zwerg an dem Jäger.

4. Die Heinzelmännchen.

(Kopisch.)

Vor langer, langer Zeit, als es noch Heinzelmännchen gab, da war es gar schön und bequem zu leben. Denn die Menschen brauchten nicht zu arbeiten und konnten sich ruhig auf ihre faule Haut legen; alle Arbeit wurde von den lieben, guten, fleissigen Heinzelmännchen in der Stille der Nacht rasch und pünktlich verrichtet. Während die Zimmerleute sich auf den Boden streckten und schliefen, kamen die Heinzelmännchen herbei und arbeiteten mit Säge, Hammer und Beil geschickt und unverdrossen solange, bis das Haus vollendet dastand. — Ebenso ging es beim Bäcker. Die kleinen Männchen schleppten die Säcke Mehl herbei, kneteten den Teig, wogen die Laibe ab und buken das Brot, dass es eine Freude war, und bis die faulen Burschen aus dem Schlafe erwachten, lag das Brot schon zum Verkaufe bereit. — Beim Fleischer und Küfer ging es nicht anders; die Männchen besorgten alle Geschäfte aufs beste, besser als die Menschen es gekonnt hätten, für den einen wie für den andern. Das dauerte solange, bis die thörichte Neugier eines Weibes alles verdarb. Ein Schneider war nämlich einst in grosser Not; er sollte

bis zum nächsten Morgen einen Staatsrock fertig machen, aber das war nicht möglich; er wusste sich nicht zu raten noch zu helfen. In seiner Verzweiflung warf er alles beiseite und ging zur Ruhe. Da kamen die Heinzelmännchen und machten sich an die Arbeit; sie schnitten und nähten und bügelten, bis der Rock fertig war. Nun hätte des Schneiders Frau gar zu gern die Männlein beobachtet und streute daher am nächsten Abend Erbsen auf den Boden, und als die Männlein kamen, da glitt eines nach dem andern aus und schlug auf den Boden hin, stolperte und fiel hierher und dorthin, so dass sie schreiend und scheltend das Haus verliessen. Die Schneidersfrau eilte herbei, aber sie waren schon verschwunden; seitdem lassen sich die Heinzelmännchen nirgends mehr sehen, und die Menschen müssen nun alle Arbeit selbst verrichten.

Erzähle den Inhalt folgender Gedichte ¹⁾ in prosaischer Form:

1. Die Spinne und die Schnecke von Schenk.
2. Der Apfel von Castelli.
3. Der Affe und die Uhr von Lichtwer.
4. Der Kuckuck von Gellert.
5. Der Löwe und der Fuchs von Gleim.
6. Der Hahn und der Fuchs von Hagedorn.
7. Das Pferd und der Esel von Gleim.
8. Die Stufenleiter von Pfeffel.
9. Der Knabe und der Stieglitz von Zachariä.
10. Der Schosshund und der Kettenhund von Schwabe.
11. Der Goldfasan von Pfeffel.
12. Der Hänfling von Lichtwer.
13. Der Wanderer von Gellert.
14. Die Schatzgräber von Bürger.
15. Der Greis und der Tod von Gleim.
16. Die wandelnde Glocke von Goethe.
17. Die drei Herren von Nikolay.
18. Der kleine Gerngross von Langbein.
19. Phylax von Gellert.

¹⁾ Die meisten derselben finden sich in Zettels Lesebuch, aber in den Pensa der vier ersten Klassen verteilt.

20. Der weisse Hirsch von Uhland.
21. Das grüne Tier von Kopisch.
22. Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt, von Rückert.

III. Erweiterungen.

Die nächste vorzunehmende Übung bilden die sog. Erweiterungen, d. h. die weitere Ausführung kurzer Erzählungen oder der Skizzen von Erzählungen durch Angabe von Ort und Zeit, von Gründen, Folgen, Nebenumständen und dergleichen. Für findige und fleissige Schüler ist diese Übung gar nicht zu verachten, denn sie leitet zu selbständigem Denken und selbständigem Ausdruck der Gedanken an. Selbstverständlich soll dabei aber nur das hinzugefügt werden, was mit Notwendigkeit oder wenigstens grosser Wahrscheinlichkeit aus dem Angedeuteten sich von selbst ergibt, nicht aber alles, was nur möglich ist; die willkürliche Beiziehung von überflüssigen Dingen soll dabei strenge vermieden werden; sieh hierüber die treffliche Ausführung von Jauker, Zur Methodik des Unterrichts im deutschen Aufsatz, Wien 1887, Gräser. In den Lesebüchern finden sich in der Regel nur ganz wenige geeignete Stücke derart. Ausser den unten folgenden kann auch eine Reihe der oben gegebenen Fabeln und Erzählungen zur weiteren Ausführung gegeben werden.

1. Der treue Hund.

Ein Kaufmann verliert seinen Mantelsack. Sein Pudel will ihn zurückhalten und springt wie toll am Pferde hinauf. Sein Herr hält ihn für toll, erschiessst ihn, merkt später seinen Verlust, reitet zurück und findet auf dem Mantelsack seinen sterbenden Hund.

Ausführung.

Ein Kaufmann war einst in die Stadt geritten, um von seinen Schuldnern Gelder einzutreiben; sein treuer Pudel begleitete ihn. Nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, barg er das empfangene Geld — eine ziemlich bedeutende Summe — in einem Mantelsacke und befestigte denselben mit Riemen hinter sich am Sattel. Hierauf machte er sich

auf den Heimweg. Er war, in Gedanken verloren, noch nicht lange dahingeritten, als sein Hund plötzlich unruhig wurde, laut zu bellen anfang und lebhaft am Pferde hinaufsprang. Das wiederholte er, trotzdem der Herr ihn mehrmals abwehrte, so oft, dass dieser auf den Gedanken kam, der Hund sei plötzlich toll geworden; und um sein und des Pferdes Leben nicht zu gefährden, nahm er seine Pistole vor und schoss den Hund zwar mit Bedauern, aber ohne weitere Umstände nieder. Dann setzte er seine Reise fort. So legte er wieder eine Strecke Weges zurück, als er einmal zufällig nach seinem Mantelsack griff, um sich zu vergewissern, ob derselbe noch da sei. Aber wie erschrak er, als er merkte, dass derselbe verschwunden war! Er machte sofort kehrt und ritt zurück, um nach dem Sacke zu suchen. Endlich sah er von der Ferne etwas auf der Strasse liegen: es war der Mantelsack, der sich infolge des Rittes gelockert hatte und, ohne dass der Kaufmann es merkte, vom Pferde herabgeglitten war; auf dem Sacke aber lag der treue Pudel, der selbst sterbend noch das Eigentum seines Herrn bewachte. Jetzt war dem Kaufmann das sonderbare Benehmen des Hundes plötzlich klar; er sah seine Übereilung ein, konnte sie aber nicht mehr gut machen; denn der Hund blickte nur noch einmal freudig zu seinem Herrn empor und verendete. Das Geld war dem Kaufmann gerettet.

2. Der Schäfer und der Goldschmied.

Ein Schäfer fragt einen Goldschmied, wie viel ein Klumpen Gold wert sei. Der Goldschmied bewirtet ihn freigebig und fragt endlich, wo er den Klumpen habe. Da erklärt der Schäfer, dass er noch keinen habe.

Ausführung.

Einst kam ein Schäfer zu einem Goldschmied in die Stadt. Er fragte um dieses und jenes; endlich warf er noch die Frage hin, wie viel wohl ein Klumpen Goldes von so und so viel Pfund Gewicht wert sei. Der Goldschmied stutzte, und da er dachte, der Schäfer sei im Besitze eines solchen Goldklumpens, beschloss er, sich die Unwissenheit und Einfalt des Schäfers zu nutze zu machen. Er bewirtete daher

denselben sogleich aufs freundlichste, setzte ihm den besten Wein vor und unterhielt sich mit ihm lange Zeit vortrefflich. Endlich als der Schäfer sich satt gegessen und getrunken hatte, und der Goldschmied glaubte, derselbe sei nunmehr geschmeidig und nachgiebig genug gemacht, um ihm das Gold weit unter dem Werte zu überlassen, da fragte er den Schäfer, wo er denn den Klumpen habe. Dieser aber erwiderte: „Ei, ich habe noch keinen gefunden; ich wollte nur wissen, was ein solcher wert sei, wenn mir einmal das Glück beschieden sein sollte, einen zu finden.“ Damit empfahl er sich lächelnd, der habgierige Goldschmied aber hatte das Nachsehen.

3. Entschlossenheit.

Der Sohn eines Holzhauers sammelt Holz, hört in seiner Nähe reden und zwei Räuber den Plan eines Angriffs auf einen erwarteten Reiter besprechen. Er schleicht von seinem Holze fort, eilt dem Reiter entgegen und entdeckt den Anschlag; Soldaten ergreifen die Räuber, der Knabe wird reichlich belohnt.

Ausführung.

Ein armer, kranker Holzhauer sandte eines Tages seinen Sohn Karl in den Wald, damit er für den herannahenden Winter Holz sammle. Bald hatte Karl eine grosse Menge Reisig beisammen und war eben im Begriffe, dasselbe mit einem Stricke in ein Bündel zusammenzubinden, als er in seiner Nähe flüstern hörte. Ein dichtes Gebüsch trennte ihn nur wenige Schritte von den Stimmen. Da es ihm auffiel, dass um diese Zeit jemand abseits vom Wege sich im Walde aufhielt, und dass die Leute nicht laut zu sprechen wagten, hielt er in seiner Arbeit inne und horchte. Bald erkannte er zu seinem Schrecken, dass es ein paar Räuber waren, welche den Plan entwarfen, einen Reiter, von dem sie wussten, dass er um diese Stunde allein durch den Wald kommen werde, zu überfallen und auszuplündern. Nachdem er sich aus den Worten noch über die Richtung, aus welcher der Reiter komme, vergewissert, schlich er sich leise von seinem Holze fort und eilte, sobald er die Strasse erreicht hatte, so schnell ihn seine Füße trugen, dem Reiter entgegen.

Es dauerte in der That nicht lange, so sah er denselben herankommen. Er stürzte ihm entgegen, bat ihn, zu halten und ihn anzuhören, und entdeckte ihm in kurzen Worten die Gefahr, die ihm drohte. Der Reiter, der eine grosse Summe bei sich hatte, schenkte den eindringlichen Worten des Knaben Glauben, eilte rasch zurück ins nächste Städtchen, erstattete Anzeige und liess sich einige Soldaten mitgeben. Der Knabe führte sie an die Stelle, wo die Räuber schon ungeduldig warteten. Nach kurzem Widerstande wurden sie überwältigt und ins Gefängnis geführt; Karl aber wurde von dem Reiter, dem er Leben und Eigentum gerettet hatte, so reichlich belohnt, dass die Not im Hause des armen Holzhauers auf lange Zeit ein Ende hatte.

1. Der Fuchs und der Storch.

Der Fuchs bat den Storch, ihm etwas von seinen weiten Reisen zu erzählen. Da fing der Storch an, die Lachen und Wiesen aufzuzählen, wo er die besten Würmer und Frösche gefunden.

Zusatz. Für den Anfang mag der Lehrer dem Schüler noch einzelne Anhaltspunkte geben, sei es mittelbar durch Fragen, sei es unmittelbar durch Aufzählung verschiedener, in Betracht kommender Punkte, z. B.:

Welche Eigenschaften zeigt der Fuchs, der eine derartige Bitte an den Storch stellt? Er ist offenbar jung und unerfahren. Welche Eigenschaften legt er dem Storch bei? Er hält ihn wegen seiner weiten Reisen für erfahren, unterrichtet und weise. Wie, wo und wann trifft er den Storch? Zufällig, am Rande des Waldes, am Abend, im Frühling, da der Storch eben zurückgekehrt ist. Wie benimmt sich der Fuchs? Er ist voll Ehrfurcht und Scheu dem Storch gegenüber, wagt kaum sich zu nähern und ihn anzureden. Was will der Fuchs wissen? Er will nähere Kunde erhalten über die fernen, fremden Länder, die der Storch gesehen, und ihre Bewohner. Der Fuchs ist also wissbegierig, denn er selbst ist noch nicht weit gekommen. Was antwortet der Storch? Er nennt nur die Stellen, wo er gutes Futter gefunden. Was verrät er damit? Er zeigt, dass er sich um

nichts weiter gekümmert hat, dass er also nicht weise, sondern trotz seiner grossen Reisen unwissend, dumm und unerfahren und gleichgiltig gegen alles Höhere ist, dass er, wie viele Menschen, keinen weiteren Trieb hat als den nach Essen und Trinken, dass er also auch nicht Achtung und Ehrfurcht, sondern Spott und Verachtung verdient.

2. Der Hasen Verzweiflung.

Die Hasen gerieten einst in Verzweiflung über ihr Schicksal, da sie von allen Tieren und Menschen verfolgt wurden. Sie beschlossen, sich im nahen Teiche zu ertränken. Als die Frösche am Rande desselben die Hasen kommen hörten, sprangen sie ins Wasser. Da die Hasen das sahen, kehrten sie getröstet wieder um.

Zusatz. Von welchen Tieren werden die Hasen verfolgt? Wie ist also ihr Leben? Wie äussert sich ihre Verzweiflung? Was fangen sie an? Wann, wo, wie wird die Versammlung gehalten? Welche Vorschläge werden gemacht? Wie führen sie ihren Beschluss aus? Wo ist der Teich? Warum springen die Frösche ins Wasser? Ertrinken sie da? Was bewirkt ihr Springen ins Wasser?

3. Die kluge Versammlung.

Die Mäuse berieten einst, wie sie sich gegen die Nachstellungen der Katze schützen könnten. Eine junge Maus schlug vor, der Katze eine Schelle anzuhängen, damit man dieselbe kommen höre. Der Rat gefiel allen, aber niemand wollte der Katze die Schelle anhängen.

Zusatz. Warum beratsich die Mäuse? Welche Vorschläge werden gemacht? Welche Eigenschaften zeigt die junge Maus? Warum gefällt der Vorschlag? Wer macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, der Katze eine Schelle anzuhängen? Warum will niemand den Vorschlag ausführen? Was ist die Folge davon?

4. Die Biene und die Taube.

Eine Biene war in den Bach gefallen und nahe daran zu ertrinken. Eine mitleidige Taube warf ihr ein Blatt zu,

auf welchem die Biene sich rettete. Als bald darauf ein Jäger die Taube erlegen wollte, stach ihn die Biene so, dass der Schuss fehl ging.

Zusatz. Woher kam die Biene? Wo ist die Taube? wo der Baum? Warum wirft die Taube das Blatt hinab? Wie rettet sich die Biene? Welche Eigenschaft zeigt die Biene? Wie zeigt sie ihre Dankbarkeit? Wo sitzt die Taube?

5. Der Löwe und die Maus.

Einem Löwen war eine Maus in die Krallen geraten, aber grossmütig schonte er sie. Als bald darauf der Löwe sich in ein starkes Netz verstrickte, eilte die Maus herbei, zernagte das Netz und befreite den Löwen.

6. Der Fuchs und der Hahn.

Ein Hahn sass auf einem Dache. Da kam ein Fuchs und erzählte ihm, um ihn herabzulocken, von einem Frieden, der unter allen Tieren geschlossen sei. Als ihm aber der Hahn zurief, er sehe die Hunde des Jägers kommen, lief der Fuchs eilig davon.

7. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe hatte Käse gestohlen und wollte ihn eben verzehren. Da sah ihn ein Fuchs, eilte herbei, lobte ihn über die Massen und bat ihn, auch seine Stimme hören zu lassen. Der Rabe öffnete den Schnabel, um zu singen, aber da entfiel ihm der Käse, den der Fuchs rasch ergriff und verzehrte.

8. Der Kindesraub.

Einem Grafen war sein vierjähriges Töchterchen geraubt worden, ohne dass sich eine Spur der Räuber finden liess. Mehrere Jahre später befand sich die gräfliche Familie auf einer Reise und geriet zufällig unter die Zuschauer einer Gauklerbande. Ein Mädchen sammelt Geld ein, die Eltern erkennen es als ihr Kind. Die Räuber werden strenge bestraft.

9. Mutterliebe.

Das jüngste Kind einer glücklichen Familie wird mit dem Bruder spielend von einer Schlange gebissen. Auf den

Rat eines Wanderers saugt die erschreckte Mutter das Gift aus. Der Vater kehrt heim, erschrickt sehr, erkennt aber, dass die Schlange nicht giftig gewesen.

10. Die Maiblumen.

Der Sohn eines Edelmannes will früh im Walde Maiblumen zu der Mutter Geburtstag pflücken, findet keine mehr, trifft aber dann einen Knaben mit vielen Sträussen, die dieser zur Erhaltung seines kranken Vaters in der Stadt verkaufen will. Der Junker begleitet den Armen in seine Wohnung, legt seine Börse auf das Bett des Kranken und erzählt nachher zum weiteren Glück der Armen das Begebnis seinen Eltern.

11. Die Weihnachtsgabe.

Vor Weihnachten liest der Vater, von seiner Familie umgeben, aus der Zeitung das Brandunglück eines nahen Dorfes vor. Die Kinder beraten sich, bitten, dass man ihnen wieder einen Weihnachtsthaler geben möge, und schicken das Geld den Armen.

12. Der Geiger in der Wolfsgrube.

Ein Geiger, vom Kirchweihfeste heimkehrend, fällt im Walde in eine Wolfsgrube, worin sich ein Wolf befindet. In seiner Angst fängt er an zu spielen. Der Wolf erhebt ein furchtbares Geheul; andere Wölfe aber nähern sich der Grube; dem Geiger reisst eine Saite nach der andern; erst am Morgen wird er durch den Jäger befreit.

13. Brotlose Kunst.

Dem König Alexander wurde einst ein Mann vorgestellt, der weiche Erbsen so geschickt gegen eine aufgestellte Nadel zu werfen wusste, dass sie daran stecken blieben. Als er dann den König um eine Belohnung bat, liess ihm dieser einen Scheffel Erbsen geben, damit es ihm daran nie fehle.

14. Die Perlen.

Ein Araber hatte sich in einer Wüste verirrt und wurde von Hunger und Durst gequält. Endlich kam er in die Spur

einer Karawane und fand eine lederne Tasche. Er fühlte schon von aussen nach dem Inhalt und freute sich in der Meinung, es seien Datteln oder Nüsse; aber es waren nur Perlen, die er traurig wieder wegwarf.

15. Vaterlandsliebe.

Ein Bauersmann wird in einem Kriege von einem Feinde gefangen und soll die Stellung seiner Landsleute verraten. Trotz grosser Versprechungen weigert er sich und wird daher vor den General geschleppt, der ihn mit dem Tode bedroht. Als der Bauer auch jetzt noch standhaft bleibt, reicht ihm der General gerührt die Hand und steht von seinem Verlangen ab.

16. Das Bündel Pfeile.

Ein sterbender Vater rief seine Söhne zusammen, reichte ihnen ein Bündel Pfeile und forderte sie auf, es zu zerbrechen. Aber keiner vermochte es. Nun gab ihnen der Vater einen Pfeil nach dem andern, und sie zerbrachen dieselben jetzt ohne Mühe. Da sprach der Vater: „So wird es euch gehen, je nachdem ihr einträchtig sein werdet oder nicht.“

17. Der Star.

Ein Jäger hat einen Star, der einige Worte sprechen kann. Wenn der Jäger ruft: „Stärlein, wo bist du?“ so schreit er: „Da bin ich.“ Des Nachbars Karl besucht den Star oft. Einst ist der Jäger nicht zu Hause. Da steckt er den Vogel in die Tasche und will fortgehen. Eben kommt der Jäger und ruft wie gewöhnlich. Der Vogel antwortet in der Tasche, und der Knabe ist verraten.

18. Der Knabe und der Greis.

Ein Knabe ist nahe einem Brunnen eingeschlafen. Ein Greis geht vorüber und weckt ihn. Der Knabe schmäht ihn darob. Der Alte aber fragt, ob ihm der Schlaf lieber sei als das Leben, und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam. Der Knabe sieht sein Unrecht ein und bittet um Verzeihung.

19. Der weise Ausspruch.

Ein türkischer Kaufmann verlor einen Beutel mit 200 Goldstücken und versprach dem ehrlichen Finder die Hälfte. Ein armer Matrose brachte den Beutel, erhielt aber keine Belohnung; denn der Kaufmann behauptete, es fehle ein Smaragd. Der gekränkte Finder ging zum Richter; dieser sprach das Urteil, dass, da in jenem Beutel der Smaragd nicht sei, derselbe auch dem Kaufmann nicht gehöre und nach 40 Tagen dem Matrosen als Eigentum zufalle.

20. Hilfe in der Not.

Ein Holzhauer wohnt mit Frau und drei Kindern entfernt vom Dorfe im Hasli-Thale am Abhang eines Berges. In einem strengen Winter war eines Morgens ihre Hütte ganz verschneit. Kein Ausweg. Grosse Not, die sich bis zum Äussersten steigert. Nahe daran zu sterben, werfen sie sich auf die Knie und beten; da poltert's in der Küche, eine Gemse ist durch den Schornstein gestürzt. Baldige Errettung.

21. Das brave Mütterchen.

Im Winter feierten die Leute von Husum ein Fest auf der gefrorenen See. Die Witwe eines Seemanns lag krank in ihrem Häuschen, konnte aber das Fest vom Bette aus betrachten. Da merkte sie am Himmel die Vorzeichen eines Sturms, der die Feiernden bedrohte. Da niemand ihren Warnruf hörte, kroch sie an den Ofen, warf Feuer in ihr Bett und schleppte sich rasch ins Freie. Beim Anblick des Brandes eilte alles ans Ufer; kaum hatten die Leute es erreicht, brach die Eisdecke zusammen.

22. Androklus.

Ein römischer Sklave floh, um der Strafe für ein Vergehen zu entinnen, in die Wüste und verbarg sich in einer Höhle. Da trat ein Löwe herein, der sich einen Dorn in den Fuss getreten. Androklus zog den Dorn heraus. Später verlässt er die Höhle, wird gefangen, nach Rom gebracht und verurteilt, mit einem Löwen zu kämpfen. Der auf Androklus losgelassene Löwe erkennt aber in ihm seinen Wohlthäter

und legt sich ihm schmeichelnd zu Füßen. Dem Androklus wird die Freiheit und der Löwe geschenkt.

Anmerkung. Die Nachbildung oder Umbildung von Fabeln u. dgl. nach gegebenen Vorbildern, sowie die Erfindung von Fabeln zu gegebenen Sprichwörtern halte ich — ganz wenige Themen ausgenommen — für gedankenlose, also wertlose Spielerei, wenn der (an die Stelle des Vorbildes zu setzende) neue Stoff dem Schüler mitgeteilt wird, für eine übertriebene, demselben meist qualvolle Forderung, wenn dies nicht geschieht. Vgl. Jauker, Zur Methodik des Unterrichts im deutschen Aufsatz S. 24 ff.

Zweite Klasse.

I. Grössere Nacherzählungen.

1. Der Zaunkönig.

Die Vögel wollten einmal einen König wählen. Sie hielten daher in einem Walde eine grosse Versammlung. Da waren alle zugegen vom Adler bis zum Distelfink und schrien, pfften, sangen und schwatzten vom Morgen bis zum Abend, wer unter ihnen König sein solle. Aber sie wurden lange nicht einig. Endlich beschlossen sie, dass derjenige unter ihnen König sein sollte, der sich am höchsten in die Luft zu schwingen vermöge. Es wurde also ein Tag zu dem Wettfluge festgesetzt, und zur bestimmten Stunde erhob sich der ganze Haufe in die Luft. Einer suchte es dem andern zuvorzuthun. Da es aber nicht zweifelhaft war, dass der Adler den Sieg davontragen werde, gedachte der Zaunkönig, ihn durch List zu besiegen. Er versteckte sich in den Federn des Adlers, ohne dass dieser es merkte, und liess sich von ihm in die Lüfte hinauftragen. Als der Adler nun meinte, er sei Sieger, flog der Zaunkönig hervor und über ihn hinauf, so dass alle Vögel ihn als König anerkennen mussten. Weil er aber gar so klein war, wurde er von allen Vögeln verfolgt und geneckt,

so dass er sich zuletzt in Zäune und Hecken verkriechen musste, um Ruhe zu haben. Und da treibt er denn sein Wesen bis auf den heutigen Tag.

2. Die Wünsche des Esels.

Ein junger Esel, der im Monat Mai zu einem Gärtner in Dienst kam, musste täglich einige Körbe voll Blumen nach der nächsten Stadt tragen. Das war dem Esel aber gar nicht recht, denn er war träge und wollte lieber zu Hause im Stalle bleiben. „Was haben die Menschen von den Blumen? klagte er; sie sind uns nur zur Qual geschaffen; wenn nur erst der Sommer da wäre!“ — Der Sommer kam, aber von Ruhe war keine Rede; denn nun musste der Esel ganze Säcke voll Schoten und Rüben, ganze Körbe voll Bohnen und Salat nach der Stadt tragen. „Das wird ja immer ärger statt besser, dachte der Esel; und überdies die unerträgliche Hitze; wenn nur der Herbst bald käme!“ — Auch der Herbst erschien, aber die Last wurde nicht leichter; denn Säcke voll Äpfel und Birnen sind gar schwer, und einige Scheffel Getreide oder Kartoffel wollen getragen sein. Da seufzte der Esel abermals und sprach: „Ach wäre nur der Winter da! Dann kann doch nichts mehr wachsen. Eher bekomme ich gewiss keine Ruhe.“ — Auch der Winter kam heran, aber der Esel musste nun hinaus in den Wald, musste stundenlang im Schneegestöber stehen und schwere Bündel Holz zur Stadt schleppen, und wenn er auf dem glatten Boden ausglitt und fiel, bekam er obendrein noch Schläge. Da verwünschte der Esel den Winter und sehnte sich nach dem Frühling, der ihm wieder Blumen zu tragen und frisches Gras zu fressen geben würde.

3. Stadtmaus und Landmaus.

Als die Stadtmaus einmal die Feldmaus besuchte, wunderte sie sich, dass dieselbe mit Eicheln, Nüssen und Körnern ein so armseliges Leben führe, und lud sie zu sich ein in die Stadt, wo es der leckersten Speisen die Fülle gebe. Die Feldmaus kam und wurde von ihrer Freundin in die Speisekammer geführt; da war Brot, Speck und Käse genug, und die beiden liessen sich's schmecken nach Herzenslust. „Was steht denn da? fragte die Feldmaus; ich sehe ein kleines

Häuschen mit einer offenen Thüre, und drinnen hängt an einem Fädchen ein Stückchen Speck.“ „Das ist eine Falle, erwiderte die Stadtmaus; darin wollen die Menschen uns fangen.“ Indem sie so sprach, hörten sie ein Geräusch, und es kam die Köchin in die Kammer. Die Stadtmaus fand bald ihr Versteck, die Feldmaus aber lief Wand auf Wand ab und war in tausend Ängsten. „Nein, sagte sie, als die Köchin fort war, hier bleibe ich nicht! Lieber Eicheln und Körner, als ewige Todesgefahr.“ Damit empfahl sie sich und kam nicht wieder.

4. Der Kater und der Spiegel.

Hinz, ein listiger Kater, der eben auf der Mäusejagd begriffen war, schlich sich in ein Zimmer, dessen Thüre aus Zufall offen stand. Indem er lauernd umherspäht, erblickt er auf einem niedrigen Tische einen freistehenden Spiegel. Mit einem Satz springt er auf den Tisch, und siehe da, ein anderer Kater steht vor ihm. Nun können die Kater einander nicht leiden, besonders wenn sie auf der Mäusejagd sind. Bald zeigten sich denn auch beide die Zähne und hieben mit ihren Tatzen auf einander los. Aber das Glas war und blieb zwischen ihnen, und wenn unser Kater um den Spiegel herumging, so war der andere fort. „Warte nur, dachte Hinz, ich will dich schon kriegen.“ Er springt auf den Spiegelrahmen, setzt sich wie ein Reiter zu Pferd, zwei Pfoten auf der einen Seite, zwei auf der anderen, und beherrscht nun das ganze Feld. Aber alles ist still, und kein Kater lässt sich sehen. „Wo mag er denn geblieben sein?“ denkt Hinz, senkt den Kopf gegen das Spiegelglas, erblickt ein Ohr, dann noch eins und nun ein Paar lauernde Augen. Jetzt greift er rasch mit beiden Tatzen zu, fährt mit den Zähnen bald nach vorn, bald nach hinten, verliert dabei das Gleichgewicht und fällt herab; der andere Kater aber auch. „Ach was! rief Hinz, das Ding verstehe ich nicht,“ liess Spiegel Spiegel sein und setzte seine Jagd nach Mäusen fort.

5. Der Wind und die Sonne.

Der Wind und die Sonne stritten einst miteinander, wer von beiden der Stärkere sei. „Ich treibe, sprach der

Wind, die stolzen Schiffe auf dem Ozean und reisse mächtige Bäume aus der Erde.“ „Und ich, erwiderte die Sonne, verwandle die feste Eisdecke des Stroms in fließendes Wasser und ziehe einen Tropfen nach dem andern zum blauen Himmel empor.“ „Nun, so lass uns einen Wettkampf versuchen! versetzte der Wind; dort kommt ein Wanderer, wir wollen sehen, wer von uns beiden im stande ist, ihm den Mantel von der Schulter zu reißen.“ Der Wind fing an zu blasen und zu sausen, dass dem armen Wanderer ganz unheimlich zu mute wurde. Die mächtigen Bäume schüttelten ihre Äste, und krachend stürzten viele Zweige herunter. Unser Wanderer jedoch hielt sich tapfer, wickelte sich immer fester in seinen Mantel und schritt rüstig vorwärts. Als der Sturm ihm aber gar zu arg wurde, setzte er sich mit dem Rücken an einen mächtigen Baum, schlug den Kragen des Mantels über den Kopf und sprach zum Winde: „Jetzt tobe nur zu; ich bleibe hier ruhig sitzen, bis du müde geworden bist.“ Als der Wind sah, dass er nichts ausrichten konnte, begab er sich zur Ruhe und räumte der Sonne das Feld. Diese zerteilte nun die Wolken und blickte auf unseren Wanderer nieder. Sobald derselbe die Sonne sah, stand er auf und setzte seinen Weg fort. Anfangs war ihm behaglich zu mute, da eine milde Wärme wieder Leben in seine halberstarrten Glieder brachte; doch dauerte es nicht lange, so lüftete er den Mantel, um freier gehen zu können. Als sich aber der Wind vollständig gelegt hatte, brannte die Sonne so heiss herab, dass der Wanderer seinen Mantel von selbst abnahm und ihn am liebsten ganz beiseite gelegt hätte. Da musste sich der Wind für besiegt erklären.

6. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Tier könne ihm widerstehen, und sie müssten List gebrauchen, um sich vor ihm zu schützen. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich doch einmal einen Menschen zu sehen bekäme! Ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen, sagte der Fuchs; komme morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn auf den Weg, den

der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein, sagte der Fuchs, das ist einer gewesen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch; auf den musst du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los; als der Jäger ihn erblickte, sprach er: „Es ist schade, dass ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoss dem Wolf den Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch liess er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiss den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe; da zog dieser den Hirschfänger und gab ihm links und rechts etliche Hiebe, dass er über und über blutend mit Geheul zu dem Fuchse zurücklief. „Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ „Ach, antwortete der Wolf, so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, dass ich beinahe tot wäre liegen geblieben.“ — „Siehst du, sagte der Fuchs, was du für ein Prahlhans bist!“

7. Der Wolf und der Geiger.

Ein Geigersmann ging einmal von der Kirchweih, wo er den Leuten zum Tanze aufgespielt hatte, in tiefer Nacht nach Hause. Sein Weg führte ihn durch einen Wald, und da es sehr dunkel war, verirrte er sich und fiel in eine Grube, die der Jäger zum Wolfsfang gegraben hatte. Sein Schrecken war schon gross genug, als er so plötzlich in die Tiefe fuhr, wurde aber noch grösser, als er unten auf etwas Lebendiges fiel, das wild aufsprang. Da merkte er, dass es ein Wolf sei, der ihn mit seinen glühenden Augen ansah. Der Mann hatte

nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fing er an, alle seine Stücklein aufzuspielen, die ihm aber diesmal gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf jedoch musste die Musik ausnehmend schön und lustig vorkommen, denn er fing alsbald laut zu heulen an. Die anderen Wölfe im Walde, die ihren Kameraden so singen hörten, stimmten auch ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, dass der arme Geiger jeden Augenblick fürchten musste, es komme noch ein zweiter oder dritter zu ihm in die Grube herein. Immer wieder guckte er in die Höhe, ob es noch nicht Tag werden wolle, denn das Geigen war ihm sein Lebtage noch nicht so sauer geworden. Auch waren ihm schon zwei Saiten gerissen, und als es endlich Tag wurde, da sprang auch noch die dritte, so dass er nur mehr auf einer einzigen spielte. Schon fürchtete er, es möchte auch die vierte Saite reißen, und der hungrige Wolf über ihn herfallen, da kam endlich der Jäger, der den Geiger schon von weitem geigen hörte. Er erlegte den Wolf und zog den von Kälte und Angst erschöpften Geiger heraus. Dieser aber nahm sich vor, nicht mehr so spät nach Hause zu gehen.

8. Der Araber und sein Gastfreund.

Ein spanischer Edelmann hatte einst im Zorn einen arabischen Jüngling getötet. Von den Begleitern des Ermordeten verfolgt, floh er und verbarg sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens stieg. Da erblickte er den Herrn des Gartens, teilte ihm sein Missgeschick mit und bat ihn um seinen Schutz. Stillschweigend pflückte der Mann eine Pflirsich, brach sie entzwei und reichte dem Schutzflehenden die eine Hälfte. „Iss, sagte er, so bist du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiss.“ — Wenige Stunden später bringt man ihm die Leiche seines erschlagenen Sohnes ins Haus, und mit Entsetzen erkennt er in seinem Schützling den Mörder. Aber seines Versprechens eingedenk bekämpft er seinen Schmerz, reicht dem Edelmann die Hand und spricht: „Du hast meinen Sohn getötet; aber das Recht der Gastfreundschaft gilt mir heilig. Flieh, ehe einer der Meinigen dich entdeckt. Am Thore harret deiner ein schnelles Ross. Flieh und danke dem Allmächtigen, dass er mir Kraft gab, meinen Zorn zu bewältigen und dir mein Versprechen zu erfüllen.“

9. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme verloren. Er machte seinen Verlust bekannt und versprach dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 100 Thalern. Bald meldete sich ein Mann, welcher den Beutel gefunden hatte. „Dein Geld habe ich gefunden, sagte er; dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum!“ So sprach er mit dem heiteren Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens. Der andere machte auch ein freundliches Gesicht, aber nur, weil er sein Geld wieder hatte. Er zählte das Geld und dachte unterdessen nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund, sprach er dann, es waren eigentlich 800 Thaler in das Tuch eingenäht, ich finde aber nur 700 darin. Ihr werdet also wohl Eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan, ich danke Euch.“ Der redliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler als um seine Ehre zu thun war, versicherte, dass er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe. Schliesslich kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier auf ihrer Behauptung, der eine, dass 800 Thaler eingenäht gewesen seien, der andere, dass er nichts genommen habe. Der Richter durchschaute die Sache bald und that folgenden Ausspruch: „Wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur 700 gefunden hat, so kann dies Päckchen das verlorne nicht sein. Du, ehrlicher Finder, nimm das Geld, welches du gefunden hast, zurück und bewahre es, bis derjenige kommt, der 700 Thaler verloren hat. Dir aber weiss ich keinen andern Rat als zu warten, bis der kommt, welcher die 800 Thaler gefunden.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

10. Macht der Religion.

Als der Kalif Hassan einst bei Tische sass, liess einer seiner Sklaven eine Schale voll heissen Reises auf sein Haupt fallen. Zornig blickte der Kalif den Sklaven an, und dieser warf sich zitternd und bebend zu seinen Füßen und sprach folgende Worte aus dem Koran: „Das Paradies ist für diejenigen bereitet, die ihren Zorn bemeistern.“ Verdriesslich

antwortete der Kalif: „Ich bin nicht zornig.“ Der Sklave aber fuhr fort: „Und denen, die sie beleidigt haben, verzeihen.“ Ohne ihn anzusehen, sagte der Kalif: „Ich verzeihe dir.“ Und weiter redete der Sklave: „Und Gott liebt diejenigen über alles, die Böses mit Gutem vergelten.“ Da reichte ihm Hassan gütig die Hand und sprach: „Nun, so steh auf; ich schenke dir die Freiheit.“ Dankbar umfasste der Sklave die Füße des Kalifen.

11. Das Ei des Kolumbus.

Bei einem Feste, das der Kardinal Mendoza dem Admiral Kolumbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine grosse Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung und nannte sie den grössten Sieg, den jemals der Geist eines einzigen Mannes davongetragen habe. — Die anwesenden Herren nahmen es übel auf, dass einem Ausländer und noch dazu von bürgerlicher Herkunft so grosse Auszeichnung erwiesen werde. „Mich dünkt, sprach einer der königlichen Kammerherrn, der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden; der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben.“ Mit vornehmem Lächeln gab die Gesellschaft dieser Äusserung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt.“ „Ich bin weit entfernt, entgegnete Kolumbus, mir etwas als Ruhm anzumassen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Geschickes zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen, die uns sehr leicht scheinen, darauf an, dass sie uns ein anderer vormacht. Haben Sie vielleicht die Güte, dieses Ei hier so auf die Spitze zu stellen, dass es nicht umfällt?“ Der Kammerherr versuchte vergeblich das Ei zum Stehen zu bringen; seinem Nachbar gelang es ebenso wenig; nun drängten sich die andern dazu, aber keiner vermochte das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich, riefen die Gäste; Ihr verlangt Unausführbares.“ „Und doch, versetzte Kolumbus, werden die Herren sogleich sagen, das könne ein jeder von ihnen auch.“ Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so dass es auf der eingedrückten Schale feststand. „Ja,

das hätten wir auch gekonnt,“ schrien jetzt alle. Kolumbus aber sagte: „Ich hätte nicht, ich hab’ entdeckt die neue Welt.“

12. Rache eines Elefanten.

Ein reicher Engländer in Indien hatte einst eine grosse Gesellschaft geladen, welche in einer offenen Halle neben seinem Landhause speiste. Während der Mahlzeit kam ein Elefant, der zu den Haustieren des Herrn gehörte, in die Halle, streckte seinen Rüssel über den Kopf seines Herrn und nahm von demselben einige Bissen in Empfang, die er sogleich in seinen Rachen steckte. Hierauf ging er von einem Gast zum andern, und jeder reichte ihm die erbetene Gabe um so lieber, als er niemand dabei belästigte. Nur einem jungen Herrn gefiel diese Art zu betteln nicht, und als der Elefant zu ihm herantrat, gab er ihm nichts, sondern stach ihn mit der Gabel in den Rüssel. Der Elefant zog denselben schnell zurück, ging, ohne sich etwas merken zu lassen, weiter und verliess dann die Halle. Nach einiger Zeit aber kehrte er zurück, einen grossen Baumzweig in seinem Rüssel tragend, ging hinter den Stuhl des jungen Herrn, der ihn so unsanft behandelt hatte, und fing an, den Zweig über dem Kopf desselben zu schütteln. Da fiel ein ganzes Heer von Ameisen herab, welche den übermütigen Gast bald so entsetzlich quälten, dass er sich schleunigst entfernen musste, und erst wieder zurückkehren konnte, nachdem er ein Bad genommen und sich vollständig umgekleidet hatte. Die übrigen Gäste aber gönnten ihm die wohlverdiente Strafe.

13. Klugheit einer Löwin.

Ein Matrose wurde an der Küste von Ostindien mit anderen ans Land geschickt, um Holz zu fällen. Indem er etwas entfernt von seinen Kameraden allein durch den Wald ging, erblickte er plötzlich eine Löwin, die gerade auf ihn zueilte. An Entfliehen war nicht zu denken, und Widerstand zu leisten wagte er ebenso wenig. Aber wie erstaunte er, als die Löwin sich ihm schmeichelnd zu Füssen legte und, nach einem Baume blickend, ihn um Hilfe anzuflehen schien. Da erblickte der Matrose in den Zweigen jenes Baumes einen

Pavian, der zwei Löwenkätzchen in den Armen hielt, welche er offenbar der Löwin in ihrer Abwesenheit gestohlen hatte, um damit zu spielen. Als bald machte sich der Matrose daran, den Baum, der zum Glück nicht dick war, umzuhauen. Mit scharfem Auge bewachte unterdessen die Löwin den Räuber ihrer Jungen, und in dem Augenblicke, als der Baum fiel, fasste sie mit einem entsetzlichen Sprunge den Pavian, den sie brüllend in Stücke zerriss. Der Matrose aber stand dabei und zitterte wie Espenlaub. Nachdem die Löwin ihre Jungen unversehrt gefunden, sprang sie von ihnen weg und legte sich aus Dankbarkeit dem Matrosen zu Füßen.

14. Androklus.

Androklus, ein römischer Sklave, entfloh seinem strengen Herrn, um der schweren Strafe zu entgehen, die er für ein geringfügiges Vergehen erhalten sollte. Er kam in eine Wüste und verbarg sich in einer Höhle. Aber wie erschrak er, als bald darauf ein grosser Löwe brüllend in die Höhle trat, sich niederwarf und fortwährend eine seiner Tatzen beleckte, aus welcher Blut strömte. Ein langer, spitzer Dorn war in dieselbe gedrungen. Androklus näherte sich vorsichtig dem Tiere, das ihm die Tatze entgegenstreckte. Er zog den Dorn aus der Wunde, reinigte sie und verband den Fuss. Der Löwe litt alles geduldig, und bald war die Wunde geheilt. Dann eilte der Löwe fort, um zu jagen, und brachte die Beute in die Höhle und teilte sie nun jedesmal mit Androklus. Nach einiger Zeit verliess dieser die Höhle, wurde aber bald gefangen, nach Rom gebracht und ins Gefängnis geworfen. Zur Strafe für seine Flucht sollte er mit wilden Tieren kämpfen. Schon war das Volk um den Kampfplatz versammelt, und der Sklave stand zitternd in dessen Mitte. — Da tritt ein wütender, hungriger Löwe aus dem Zwinger und stürzt auf den Unglücklichen los. Allein plötzlich stand er still, sah den Mann an, den er zerreißen sollte, näherte sich ihm freundlich und schmiegte sich an ihn. Auch Androklus erkannte seinen Löwen; das Volk aber wunderte sich sehr. Androklus musste alles erzählen und erhielt dann die Freiheit; ja er empfing den dankbaren Löwen zum Geschenk; mit demselben zog er nun umher und erhielt überall reiche Geschenke.

15. Dädalus und Ikarus.

Dädalus hatte dem König Minos von Kreta das Labyrinth erbaut, sich aber dann die Ungnade des Königs zugezogen. Er wurde streng bewacht und durfte die Insel nicht mehr verlassen. Er sehnte sich aber nach der Heimat; Tage lang stand er am Ufer und blickte voll schmerzlicher Sehnsucht hinaus aufs Meer. Endlich fasste er einen kühnen Entschluss; er machte für sich und seinen Sohn Ikarus grosse Flügel aus Vogelfedern, die er am Meeresstrande sammelte und mit Fäden und Wachs verband. Nachdem er damit fertig war, übte er sich und seinen Sohn im Fluge, und siehe da, es ging vortrefflich. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, begann er den Flug über das Meer, warnte aber seinen Sohn, ja nicht zu hoch zu fliegen, damit die Sonnenhitze nicht das Wachs schmelze und die Flügel auflöse. Ikarus versprach in seiner Freude alles und folgte anfangs dem Vater auf dem Fusse. Als er aber so herrlich über die Fluten dahinflog, da reizte es ihn, höher und immer höher zu fliegen, den Vögeln gleich. Anfangs schadete es nichts; plötzlich aber fühlte er, wie die Federn auseinander gingen, eilig liess er sich herab und rief den Vater um Hilfe; aber es war zu spät. Die Flügel zerfielen und Ikarus stürzte hinab ins Meer, wo er sogleich in den Fluten versank. Als Dädalus seinen Sohn ins Meer stürzen sah, brach er in laute Klagen aus, aber er konnte ihn nicht mehr retten. Er suchte den Leichnam des Sohnes und bestattete ihn am Ufer einer Insel, in die Heimat aber mochte er nicht mehr zurückkehren.

16. Coriolan.

Coriolan, ein vornehmer Römer, war aus Rom verbannt worden. Rachedürstend ging er zu Roms Feinden, den Volskern, über und wurde von ihnen freudig aufgenommen. Er veranlasste sie, Rom mit Krieg zu überziehen. Man gab ihm den Oberbefehl, und er verheerte die Ländereien weit und breit. Dann schlug er vor den Thoren Roms sein Lager auf und bedrohte die Stadt. Da wurde eine Gesandtschaft vornehmer Patrizier an Coriolan abgeschickt, aber er liess sie gar nicht vor sich. Darauf wurden Priester mit allen Zeichen ihrer Würde ins Lager gesendet; Coriolan empfing sie mit höchster

Ehrerbietung, aber ihre Bitten gewährte er nicht. Endlich gingen die vornehmsten Frauen unter Führung der Mutter Coriolans und seiner Gemahlin ins Lager der Volsker. Als Coriolan seine Mutter sah, eilte er auf sie zu, um sie zu umarmen; sie aber wich ihm aus und beklagte das Unglück, das ihr eigener Sohn über sie und ihr Vaterland gebracht habe. Diese Klagen der Mutter erweichten sein rachgieriges Herz; von kindlicher Liebe besiegt rief er aus: „Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn für immer verloren.“ Er führte das Heer von Rom weg und wurde daher nun auch von den Volskern vertrieben und starb freudlos und unglücklich in der Verbannung.

17. Herkules am Scheidewege.

In der Einsamkeit des Landlebens reifte Herkules zum Manne heran, in der Einsamkeit ward ihm seine grosse Bestimmung klar, ein Wohlthäter des Menschengeschlechts zu werden. Einst als er mit grossen Gedanken in der Seele ganz allein in der Gegend umherstreifte, gelangte er an einen Scheideweg. Während er überlegte, für welche Richtung er sich entscheiden solle, nahten sich ihm plötzlich zwei Göttinnen. Die eine schön und verlockend und eitel sich selbst betrachtend, ging ohne Scheu auf den jungen Mann los, schmielte sich an ihn und versprach ihm die höchste Wonne und Glückseligkeit, wenn er ihr folgen wolle. „Wer bist du?“ fragte Herkules mit prüfendem Blicke. „Meine Freunde, antwortete die Göttin, nennen mich das Vergnügen, meine Feinde aber das Laster.“ — Da schaute der junge Held nach der andern Göttin; die war nicht so schön, aber himmlischer Friede strahlte auf ihrem Antlitze. Bescheiden, aber würdevoll stand sie da und schaute ernst und doch freundlich dem Mann ins Angesicht. „Wohin führst du mich?“ sprach Herkules zu ihr. „Ich führe dich, war die Antwort, in Arbeit und Gefahren, aber ich verheisse dir Unsterblichkeit, Ehre und Ruhm bei den Göttern und Menschen, wenn du dich meiner Leitung anvertraust.“ Diese Worte ergriffen das Herz des Helden; er fühlte, dass er ein Göttersohn sei und Ehrenvolles auf Erden vollbringen müsse. So entschloss er sich schnell, stiess die zudringliche Lust zurück und reichte der bescheidenen

Tugend die Hand. Diese führte ihn rauhe Pfade, in zwölf-facher Arbeit prüfte sie seinen Willen und seine Kraft, aber sie machte ihn zum Wohlthäter des Menschengeschlechtes, zum ersten Helden seines Volkes, den alle Dichter besangen. Und weil er sich in allen Kämpfen als Held bewährte, stieg sein Geist in den Himmel und wohnte als Gott unter den Göttern.

18. Die Weiber von Weinsberg.

König Konrad belagerte einst die Stadt Weinsberg in Schwaben. Der Herzog Welf wollte ihr zu Hilfe kommen, wurde aber von Konrad besiegt. Trotzdem wollte sich die Stadt durchaus nicht ergeben. Da schickte der König einen Herold hinein und liess den Weinsbergern ankündigen, wenn die Stadt sich nicht ergebe, so sollten alle Männer gehängt werden, sobald er hineinkomme. Jetzt war guter Rat teuer, denn halten konnte sich die Stadt nicht, und auf Entsatz war nicht zu rechnen. Da hielten die Frauen der Stadt Rat und schickten bei Nacht etliche aus ihrer Mitte ins feindliche Lager, um zu versuchen, den Sinn des Königs zu erweichen. Konrad wollte sich zu nichts verstehen und nach langem Bitten gewährte er nur, dass die Frauen am nächsten Morgen freien Abzug haben sollten und an Schätzen mitnehmen dürften, soviel sie auf den Schultern tragen könnten, und was ihnen das Liebste sei. Als der Morgen kam, öffnete sich das Thor, und sieh da, es erschienen die vornehmsten Frauen der Stadt mit ihren Männern auf dem Rücken, und hinterdrein folgte die ganze Schar von Frauen und Jungfrauen, jede mit einem Manne oder Jüngling auf dem Rücken. Da meinten die Fürsten und die Ritter, das könne der König unmöglich zugeben. Dieser aber sprach: „Ich will mein Wort halten, denn solche Treue ist lobenswert.“ Er verzieh der widerspenstigen Stadt, hielt seinen Einzug und feierte noch am selben Tage den treuen Weinsbergerinnen zu Ehren ein grosses Fest.

19. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Landgraf Ludwig von Thüringen war anfangs ein gar milder und weicher Herr, nachsichtig gegen jedermann. Da

wurden seine Junker stolz und verachteten ihn und seine Gebote. Einst trug es sich zu, dass er sich auf der Jagd verirrte. Endlich sah er ein Feuer durch die Bäume, ging dem Lichte nach und kam zu einer Schmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan und hatte sein Jagdhorn umhängen. Und als der Schmied ihn fragte, wer er sei, antwortete er: „Des Landgrafen Jäger.“ Da sagte der Schmied: „O, über den Landgrafen! O, der barmherzige Herr! — In der Schmiede findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen beherberge ich dich nicht.“ Der Landgraf ging in die Schmiede, konnte aber nicht schlafen. Der Schmied arbeitete die ganze Nacht, und so oft er mit dem Hammer auf das Eisen schlug, sprach er: „Landgraf, werde hart! hart wie dies Eisen! Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen?“ Dabei erzählte er die liebe, lange Nacht, was die Beamten für Härte gegen das arme Volk übten; niemand sei da, der ihm helfe, die Ritterschaft aber treibe gar Spott mit ihrem Herrn. „Unser Fürst und seine Jäger, sagte er, treiben die Wölfe ins Garn und die Amtsleute die roten Füchse in ihre Beutel.“ Mit solchen Worten redete der Schmied die ganze Nacht zu seinen Gesellen, schalt den Herrn und hiess ihn hart werden wie das Eisen. Der Landgraf aber hörte alles, nahm es sich zu Herzen, ward seit der Zeit scharf und streng gegen die Widerspenstigen und zwang sie bald zum Gehorsam.

20. August der Starke und der Hufschmied.

August von Sachsen zeichnete sich durch ausserordentliche Körperstärke aus. Eines Tages hatte sein Pferd ein Hufeisen verloren; er trat daher im nächsten Dorfe bei einem Hufschmied ein, um das Pferd frisch beschlagen zu lassen. Als der Schmied ein Hufeisen hervorholte, wollte der Kurfürst erst versuchen, ob es auch stark genug sei. Er fasste es mit beiden Händen und brach es mitten entzwei. „Das Eisen taugt nichts,“ sagte er, worauf der Schmied mehrere andere hervorholte; aber der Kurfürst zerbrach eins nach dem andern. Der Schmied machte eine bedenkliche Miene, und seine Gesellen sahen einander verwundert an. Endlich war der Kurfürst mit einem Eisen zufrieden. Das Pferd

wurde beschlagen, und als der Schmied mit seiner Arbeit fertig war, gab ihm der Kurfürst einen Thaler. Der Schmied nahm ihn zwischen die Finger und bog ihn krumm. „Der Thaler taugt nichts, Herr Kurfürst,“ sagte er zu dem Fremden, den er inzwischen erkannt hatte. Der Kurfürst reichte ihm noch mehrere Thaler, aber der Schmied zerbrach einen nach dem andern. „Nun, sagte der Kurfürst endlich, hier ist ein Louisdor, der wird wohl gut sein.“ Hiemit war der Schmied zufrieden, der Kurfürst aber freute sich, jemand gefunden zu haben, der ihm an Stärke gewachsen war.

21. Kaiser Josefs Entscheidung.

Ein Edelmann hatte von einem Goldarbeiter in Wien ein Kästchen mit Juwelen gekauft und dasselbe abholen lassen; als er aber den Schmuck bezahlen sollte, leugnete er, das Kästchen empfangen zu haben. Der Goldarbeiter ging zum Richter, aber auch dieser konnte den Edelmann zu keinem Geständnis bringen; der Kläger wurde abgewiesen. In seiner Not wandte er sich an Kaiser Josef II. Dieser liess beide Parteien vor sich kommen, und als der Edelmann bei seinem Leugnen blieb, befahl ihm der Kaiser, sich zu setzen und zu schreiben, was er ihm diktieren werde. Der Kaiser aber diktierte ihm folgenden Brief: „Liebe Frau! Wir sind verraten, der Kaiser durchschaut alles; gib augenblicklich das bewusste Kästchen dem Überbringer dieses Briefes, sonst sind wir verloren.“ Der Edelmann zitterte und konnte kaum zu Ende schreiben; noch ehe der Kaiser den Brief absandte, warf er sich ihm zu Füßen und gestand sein Unrecht ein. Der Brief aber wurde abgeschickt, und in einer Stunde hatte der Goldarbeiter sein Eigentum wieder in Händen.

II. Erzählungen nach Gedichten.

(Zweite Stufe).

1. Der getreue Eckart.

(Goethe.)

Zwei Knaben sollten einst ihren Eltern Bier holen. Sie hatten einen weiten Weg zurückzulegen vom Dorfe bis

nach Hause, und als sie auf der einsamen Strasse dahingingen, ertönte plötzlich wildes Getöse und Geschrei in den Lüften. Die Kinder erkannten, dass das wilde Heer herannahe, und gerieten in grosse Furcht. Da trat ein alter Mann zu ihnen und suchte sie zu beruhigen, indem er sprach: „Lasset die Unholden ruhig gewähren und sträubet euch nicht, wenn sie euer Bier trinken, sondern haltet euch still und schweiget!“ Kaum hatte sich der Alte entfernt, so kamen die wilden Weiber heran, fielen über die Krüge her und tranken sie aus, worauf sie wieder verschwanden. Die Knaben hatten sich ängstlich beiseite gedrückt und voll Furcht, aber stillschweigend zugesehen. Jetzt setzten sie ihren Weg nach Hause fort, waren aber voll Sorge, wie es ihnen gehen werde, wenn sie ohne Bier heimkämen. Da gesellte sich der Alte wieder zu ihnen, tröstete sie und sprach ihnen Mut ein; alles werde gut gehen, wenn sie nur stille schweigen und nichts von alle dem, was sie gesehen, verraten würden. Zu Hause angekommen, setzten sie die Krüge auf den Tisch und blickten in gespannter Erwartung auf die Eltern. Diese kosteten das Bier, und sieh da, es schmeckte ihnen vortrefflich. Immer wieder machte der Krug die Runde, ohne dass das Bier zu Ende ging. Lange schwiegen die Knaben auf die Fragen der Eltern, des Verbots eingedenk; zuletzt aber, als diese immer mehr in sie drangen, konnten sie ihr Geheimnis nicht länger mehr zurückhalten und erzählten, was ihnen begegnet sei. Kaum hatten sie geendet, so war das Bier verschwunden. Jetzt erkannten sie ihren Fehler, aber es war zu spät. Sie hatten durch ihre Schwatzhaftigkeit die Wohlthat des getreuen Eckart verscherzt.

2. Der Wilde.

(Seume.)

Ein Indianer, der in Quebec seine Jagdbeute verkauft hatte, kehrte vergnügt über den Erlös, so gering er auch war, zu seiner tief im Walde hausenden Familie zurück. Unterwegs wurde er von einem schrecklichen Gewitter überfallen. Ganz durchnässt und zitternd vor Frost bat er in der Besetzung eines europäischen Pflanzers, an der sein Weg vorbeiführte, flehentlich um Obdach. Aber der Weisse empfing

ihn mit rohen Schimpfworten und drohte ihn sogar zu miss-handeln. Traurig verliess der arme Wilde das ungastliche Haus und eilte trotz Wind und Wetter seiner Hütte zu, die er erst am späten Abend erreichte. Durchnässt und erschöpft ruhte er im Kreise der Seinigen am Feuer aus und erzählte ihnen von der Tracht der Städter, den Schusswaffen ihrer Krieger und von seinen Erlebnissen auf dem Heimwege. Traulich schmiegt sich die Kinder an ihn und suchten in der grossen Jagdtasche nach Geschenken, die der Vater ihnen mitzubringen pflegte.

Wochen verstrichen. Da geschah es, dass sich jener Pflanzer auf der Jagd verirrte. Alle seine Bemühungen, den rechten Weg zuerspähen oder jemand zu finden, der ihn auf den rechten Weg bringen könnte, waren vergebens. Endlich um Mitternacht erblickte er ein Licht, welches ihn nach der Wohnung eines Wilden führte. Leise nahte er sich der Indianerhütte und bat furchtsam um Aufnahme für die Nacht und um Angabe des Weges für den nächsten Morgen. Der Wilde liess den Fremden eintreten, bewirtete ihn und bereitete ihm ein weiches Lager, wo er schlief, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Alsdann trat der Wilde in voller Waffenrüstung an sein Lager und weckte ihn. Der Europäer erschrak und griff ängstlich nach seinem Jagdgewehre. Der Wilde aber, lächelnd über seine Angst, reichte ihm den Frühtrunk und führte ihn dann durch die Wildnis auf den rechten Weg. Höflich dankte der Europäer; der Wilde aber blickte ihm fest ins Gesicht und fragte ihn, ob sich beide nicht schon früher gesehen hätten. Da erkannte der Pflanzer in seinem Wirte den Indianer, welchen er bei Sturm und Wetter von seiner Schwelle gestossen hatte. Während er ganz verwirrt sein damaliges Benehmen zu entschuldigen suchte, sprach der Wilde: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ Mit diesen Worten verschwand er im Gebüsch.

Erzähle den Inhalt folgender Gedichte in prosaischer Form:

1. Die Eichel und der Kürbis von Gleim.
2. Das Hufeisen von Goethe.
3. Der Bauer und sein Sohn von Gellert.

4. Der Vater und die drei Söhne von Lichtwer.
5. Der Fischer am Arbersee von Müller.
6. Das Riesenspielzeug von Chamisso.
7. Eberhards Weissdorn von Uhland.
8. Schwabenstreiche von Uhland.
9. Wickher von Wolfgang Müller.
10. Die Weiber von Weinsberg von Chamisso (vgl. S. 58).
11. Harras der kühne Springer von Körner.
12. Friedrich Barbarossa von Rückert.
13. Von des Kaisers Bart von Geibel.
14. Der reichste Fürst von Kerner.
15. Seifried Schweppermann von Ölkers.
16. Ein deutscher Postillon von Sturm.
17. Die halbgefüllte Flasche von Simrock (vgl. S. 38).
18. Der kleine Hydriot von Wilhelm Müller (in der dritten Person zu erzählen.)
19. Peter in der Fremde von Grübel.
20. Die Worte des Koran von Zedlitz.
21. Das Lied vom braven Mann von Bürger.

III. Konzentrationen.

Dass die Schüler von allem, was sie lesen, sowohl Prosastücken als Gedichten, den Inhalt anzugeben lernen und stets angehalten werden müssen, versteht sich von selbst, und es bietet dies auch keine besonderen Schwierigkeiten; in Bezug auf den Stoff muss auf die betr. Lesebücher verwiesen werden. (Alle die oben angeführten „Erzählungen nach Gedichten“ laufen so ziemlich auf eine mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangabe hinaus.) Einer besonderen Übung aber bedarf die Konzentration; dieselbe besteht darin, dass aus einer Erzählung (in Prosa oder in Versen) der Kern herausgeschält und mit möglichst wenig Worten wiedergegeben, also nur das angeführt wird, was zum Verständnis des Ganzen unbedingt notwendig ist. Eine solche Zusammenfassung ist übrigens im allgemeinen nur von jenen Erzählungen möglich, welche eine einheitliche, geschlossene Handlung enthalten. Sie bildet also das direkte Gegenstück zur Erweiterung,

ist aber für die nur zu gern in die Breite gehenden Schüler erheblich schwieriger, weshalb sie erst an dieser Stelle mit Erfolg vorgenommen werden dürfte.

Passende Prosastücke finden sich in den Lesebüchern (in der Regel wird man die Konzentration nur von solchen Stücken fordern, die in den Händen aller Schüler sind), sowie unter den oben mitgeteilten Erzählungen; von den Gedichten seien die geeignetsten unten zusammengestellt.

1. Der Wolf und der Mensch.

Der Wolf prahlte einmal dem Fuchs gegenüber, dass er die Stärke des Menschen nicht fürchte, wenn er nur einmal einen träfe. Da brachte es der hinterlistige Fuchs dahin, dass er gerade mit dem Jäger sich in einen Kampf einliess. Aber er wurde von demselben so übel zugerichtet, dass er alsbald die Flucht ergriff.

2. Der geheilte Patient.

Ein reicher Bürger war infolge von Unmässigkeit und Trägheit erkrankt. Da ihm keine Arznei helfen wollte, wandte er sich zuletzt brieflich an einen entfernt wohnenden Arzt. Dieser forderte ihn auf, zu Fuss zu ihm zu kommen und dabei so wenig als möglich zu geniessen. Der Kranke befolgte den Rat und bis er zum Arzte kam, war er gesund.

3. Die Weiber von Weinsberg.

Die Stadt Weinsberg leistete dem König Konrad hartnäckigen Widerstand. Als sie sich endlich ergab, erklärte der König, dass alle Männer getötet werden würden, den Frauen aber gestattete er, frei abzuziehen und das, was ihnen am liebsten sei, soviel sie auf dem Rücken tragen könnten, mitzunehmen. Da trugen sie ihre Männer und Brüder auf dem Rücken aus der Stadt. Dadurch wurde der König so gerührt, dass er seine Drohung zurücknahm und der Stadt verzieh.

1. Die Heinzelmännchen.

Die Heinzelmännchen besorgten einst für die Menschen in der Stille der Nacht alle Arbeit, bis sie einmal durch das ungeschickte Vorgehen eines neugierigen Weibes überrascht und für immer verscheucht wurden.

2. Das Lied vom braven Mann.

Bei einer Überschwemmung wurde die Brücke eines Flusses an beiden Ufern fortgerissen, so dass der Zöllner in seinem Häuschen, das mitten auf der Brücke stand, sich von den Ufern abgeschnitten und so sein und der Seinigen Leben aufs höchste bedroht sah. Die Menge stand am Ufer und erschöpfte sich in fruchtlosen Klagen. Ein Graf bot viel Geld für die Rettung der Bedrohten, aber umsonst. Da nahte ein schlichter Bauersmann, der mit eigener Lebensgefahr die Zöllnerfamilie rettete, die Belohnung aber zurückwies.

3. Schwäbische Kunde.

Ein schwäbischer Ritter, der bei einem Kreuzzug in öder Gegend hinter dem Heere zurückgeblieben war, wurde von einer türkischen Reiterschar mit Lanzen und Pfeilen angegriffen, kümmerte sich aber nicht viel darum. Als ihn aber einer mit dem Säbel bedrohte, hieb er dessen Pferde die beiden Vorderfüsse ab und spaltete den Türken selbst mit einem Hiebe mitten auseinander, worauf die übrigen eiligst die Flucht ergriffen. Als der Kaiser von dieser Heldenthat hörte und den Ritter fragte, wer ihn solche Streiche gelehrt, sagte er, das seien die bekannten Schwabenstreiche.

Gib eine möglichst gedrängte Inhaltsangabe folgender Gedichte:

1. Der Hänfling von Lichtwer.
2. Der Goldfasan von Pfeffel.
3. Der Wanderer von Gellert.
4. Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt, von Rückert.
5. Das grüne Tier von Kopisch.
6. Die Eichel und der Kürbis von Gleim.

7. Der Bauer und sein Sohn von Gellert.
8. Peter in der Fremde von Gröbel.
9. Johann der Seifensieder von Hagedorn.
10. Das Riesenspielzeug von Chamisso.
11. Wickher von Wolfgang Müller.
12. Harras der kühne Springer von Körner.
13. Heldenwunsch von Castelli.
14. Der Wilde von Seume.
15. Der Priester zu Marienburg von Wolfgang Müller.
16. Das blinde Ross von Langbein.
17. Der Löwe in Florenz von Bernhardi.

IV. Beschreibungen.

Trotz aller Einwände und Bedenken, die man gegen die Übung von Beschreibungen schon in den unteren Klassen erhoben hat, wird man an derselben festhalten müssen und festhalten können, wenn man sich nur in seinen Forderungen mässigt und beschränkt, und wenn man, wie in allem übrigen, so auch hier vorsichtig und systematisch zu werke geht. Das geschieht aber nur, wenn man erstens auf die Fassungskraft der Schüler auf dieser Stufe gehörig Rücksicht nimmt, zweitens langsam vom Leichterem zum Schwierigeren fortschreitet und sich dabei streng an eine bestimmte Ordnung der Themata hält, und endlich drittens den Schülern Musterbeispiele an die Hand gibt.

Für ganz unpassend halte ich — wenigstens auf dieser Stufe — die Beschreibung von Vorgängen, die viele sogar an die Spitze stellen und der Beschreibung gegebener Gegenstände vorziehen zu müssen glauben, weil man dabei das, was wird, das Entstehen einer Sache verfolgen könne, und dies leichter sei als etwas Gegebenes beschreiben. So verlangt man von Kindern die Beschreibung der Fabrikation der Stahlfeder, der Bereitung des Papiers, der Leinwand u. dgl., Vorgänge, die oft dem Lehrer ebenso unbekannt sind wie dem Schüler!

Desgleichen sind Lebensbeschreibungen berühmter Männer der Neuzeit, wie sie Marschall fordert, selbst für mittlere Klassen noch völlig ungeeignet.

Wir beginnen mit der Beschreibung von Räumlichkeiten, die der Schüler aus täglicher Beobachtung kennen kann, seiner Umgebung, um dann zur Beschreibung von körperlichen Gegenständen, Tieren und Pflanzen überzugehen. Dass auch bei letzteren nur von solchen Objekten eine Beschreibung verlangt werden darf, die man dem Schüler vor Augen führen kann, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden; dabei sind also die örtlichen Verhältnisse sowie ausserordentliche Gelegenheiten sehr zu berücksichtigen. Ferner soll der Lehrer die Schüler anzuleiten suchen, wie sie sehen, wie sie einen Gegenstand betrachten sollen, um sie allmählich dahin zu bringen, dass sie selbst alles beobachten und das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden lernen.

Natürlich müssen wir uns auch hier begnügen, einige Proben von jeder Gruppe in Ausführung zu geben.

Am passendsten wird man mit den Beschreibungen erst in der zweiten Lateinklasse (Quinta) beginnen; will man schon in der ersten anfangen, so ist hiezu höchstens die Beschreibung von Räumlichkeiten geeignet.

Die Übung von Briefen dürfte am besten unmittelbar mit den Beschreibungen und Schilderungen verbunden werden, indem man derartige Gegenstände als Inhalt dafür wählt, nicht aber jene abgedroschenen Phrasen über Glückwünsche, Einladungen u. dgl., die dem Schüler gerade wegen ihrer Inhaltslosigkeit sehr viel Schwierigkeiten bereiten. Hat er dagegen einen passenden und hinreichenden Stoff, so wird er vor dem Briefschreiben nicht zurückschrecken, sondern Lust und Liebe dafür gewinnen. Die Form des Briefes fällt dem Schüler nie so schwer als der Inhalt, und dieser ist denn doch wohl auch die Hauptsache.

Was die Vergleiche betrifft, so scheint es mir ein unerlässliches Erfordernis, dass zwischen den zu vergleichenden Gegenständen eine gewisse Verwandtschaft besteht, überhaupt ein *tertium comparationis* vorhanden ist, dass es also ganz verkehrt, ja geradezu lächerlich ist, Gegenstände zu ver-

gleichen, wie „Ofen und Schrank,“ (diese und ähnliche Aufgaben bei Tschache, Stoff zu deutschen Aufsatzübungen p. 112 ff.). Auch hier ist wohl zu unterscheiden und die Schwierigkeit des Themas ins Auge zu fassen; die Vergleichen von Pferd und Esel lässt sich also unmöglich verbinden mit dem Vergleich von „Morgen und Abend,“ „Kind und Baum,“ „Schmied und Schlosser“ oder gar „das und dass“.(!) Für die Vergleichen von Räumlichkeiten, Hausgeräten u. dgl. bleiben daher nur ganz wenige passende Themen, wie Schule und Kirche, Küche und Keller, Tisch und Stuhl u. dgl., weshalb ich mich im folgenden auf die Vergleichen von Tieren und Pflanzen beschränke.

Auch bin ich nicht der Meinung, dass die Vergleiche leichter sind, als die Beschreibung eines einzelnen Gegenstandes, und deshalb vorangestellt werden müssen; vielmehr halte ich den umgekehrten Weg für den richtigeren, da ich glaube, dass der Knabe einen Gegenstand leichter überschauen und prüfen kann als zwei.

a. Beschreibung von Räumlichkeiten.

1. Das Schulzimmer.

Unser Schulzimmer ist ein ziemlich grosser Saal von etwa 12 m Länge und 10 m Breite. Auf der einen Langseite sind drei grosse und breite Fenster, welche genügendes Licht einströmen lassen. An denselben sind einfache helle Vorhänge angebracht, die im Sommer bei Sonnenschein herabgelassen werden. Gegenüber der Fensterseite befindet sich die Thüre, welche auf den langen Gang hinausführt. An der Vorderseite steht das Katheder für den Lehrer; über demselben hängt an der Wand ein Christusbild unter Glas und Rahmen. Rechts neben dem Katheder steht ein hölzerner Schrank, welcher unsere Schülerbibliothek enthält, links die grosse Schultafel. Gegenüber in der hinteren Ecke befindet sich ein grosser thönerner Ofen. An der Rückseite sowie neben der Thür sind die Kleiderhaken angebracht, an welchen die Schüler ihre Hüte und Mäntel aufhängen können. Über denselben hängen einige Landkarten. Die Wände sind einfach hellgrün an-

gestrichen, der untere Teil derselben ist ringsum mit dünnen Brettern getäfelt, um das Abstossen der Mauern zu verhindern. Der Boden besteht aus einfachen hölzernen Dielen, die Decke ist weiss. Die Mitte des Zimmers ist mit zwei Reihen von Bänken angefüllt, welche im ganzen mehr als 50 Schüler fassen; in jeder Bank haben 4 Schüler Platz.

2. Unser Wohnhaus.

Das Haus, in welchem meine Eltern wohnen, liegt in der Königsstrasse; es steht auf allen Seiten frei, so dass Licht und Luft ungehinderten Zutritt haben. Nur auf der einen Seite grenzt, wenige Schritte entfernt, ein andres Haus an das unsrige. Das Haus ist nicht sehr gross. In der Länge misst es etwa 20 m, in der Tiefe 18 m. Der Eingang befindet sich an der Seite. Das Haus enthält ausser dem Erdgeschosse noch zwei Stockwerke. Jedes Stockwerk umfasst vier Zimmer, Küche und Kammer. Unter dem Erdgeschoss ist ein geräumiger Keller, der zum Teil von einem Kaufmann als Magazin benutzt wird; unter dem Dach befindet sich der Speicher, zum Teil als Trockenboden für die Wäsche bestimmt. — Das Haus ist mit Ölfarbe einfach, aber gefällig angestrichen. An den Fenstern, deren die Vorderseite fünf, die Seitenfronten je zwei aufweisen, springen oben und unten hübsche Gesimse vor, die dem Ganzen einen freundlichen Anblick gewähren. Das Dach ist mit Schiefer gedeckt.

Unmittelbar hinter dem Hause befindet sich ein kleiner Hof mit dem Brunnen, Waschhaus usw.; daran stösst ein ziemlich grosser Garten, der sich noch um die eine Seite des Hauses bis an die Strasse vor zieht. Durch diesen Garten wird das Wohnen in diesem Hause noch wesentlich angenehmer gemacht. Der Garten ist theils Gemüse-, theils Blumengarten, auch zahlreiche Obstbäume befinden sich darin; die einzelnen Beete sind mit Stachel- oder Johannisbeerstauden eingesäumt. Auch ein kleines Gartenhaus befindet sich in der Ecke und bietet im Sommer einen freundlichen Aufenthalt.

Disposition.¹⁾

Es ergibt sich also für derartige Beschreibungen ungefähr folgende Disposition, (wenn davon hier schon die Rede sein kann), die den Schülern erst nach Vorführung von Musterbeispielen mitzuteilen ist oder besser von ihnen selbst gesucht und zusammengestellt werden soll.

1. Lage (Umgebung).
2. Grösse.
3. Gestalt.
4. Bestandteile.
5. Gegenstände im Innern oder in der Umgebung.
6. Zweck oder Verwendung des Ganzen und der einzelnen Teile.

Darnach sollen folgende Aufgaben bearbeitet werden:²⁾

1. Das Wohnzimmer (vgl. Falkmann bei Zettel I 279 und bei Dorenwell II 94).
2. Das Schulhaus.
3. Die Strasse, in der ich wohne.
4. Die Hauptstrasse.
5. Der Marktplatz.
6. Der Garten.

¹⁾ In Bezug auf die Disposition schliesse ich mich im Prinzip durchaus der Ansicht von M. Schiessl an, der in seinem noch lange nicht genug gewürdigten „System der Stilistik“ (Straubing 1884, Attenkofer) bei allen stilistischen Arbeiten den Zweck in den Vordergrund stellt und für alle Aufgaben nur eine Disposition kennt, nämlich: „1. Frage dich zunächst: Was ist der Gegenstand, was der Zweck meiner Darstellung? — Halte dir fortwährend bewusst, auf welches Ziel du mit deiner Darstellung hinauswillst! — 2. Frage hierauf: Was kann oder muss ich nun alles vorbringen, um meinen Zweck zu erreichen? und zwar: was zunächst? was dann? was hierauf? was weiterhin? etc., was endlich noch?“

Allein die Erfahrung lehrt, dass die Schüler, die Anfänger mit so allgemeinen Fragen noch wenig anzufangen wissen, dass sie darauf eben noch nicht die richtigen, oder überhaupt keine Antworten zu geben vermögen. Deshalb halte ich es für notwendig, neben jenen allgemeinen Fragen noch eigene Dispositionen für die einzelnen Gruppen zu geben; denn man muss mit der Durchschnittsbegabung der Schüler rechnen.

²⁾ Eine Reihe ähnlicher Themen (Dispositionen) bei Böhm, Deutsche Aufsätze für die Unter- und Mittelklassen usw. Berlin 1880, Bornträger 2. Teil.

7. Der Mittelpunkt des Gartens (Zettel I 47).
8. Die Umgebung der Stadt.
9. Die Kapelle.
10. Das Haus unseres Nachbarn.
11. Das Bauernhaus (vgl. Zettel I 58).

Anhang: Briefe mit Beschreibung von Räumlichkeiten.

Das Gartenhaus.

(Ein Brief.)

Augsburg, den 1. Juli 1888.

Mein lieber Vetter!

Dass mein Vater vor einiger Zeit ein Haus käuflich erworben hat, habe ich Dir bereits mitgeteilt. Dasselbe ist sehr schön und geräumig und bietet sehr viele Annehmlichkeiten. Mir selbst aber ist, zumal jetzt im Sommer, ein anderes Plätzchen viel lieber, und so oft es nur sein kann, meist schon in aller Frühe, begeben sich mich dahin, um da zu studieren. Nämlich unmittelbar hinter dem Hause befindet sich ein grosser, prächtiger Garten. Mitten in demselben steht das Gartenhaus und zwar auf einer kleinen Erhebung von einigen Fuss Höhe, zu welcher mehrere Stufen emporführen. Alle Wege führen darauf zu, und nach allen Seiten hat man von ihm aus einen herrlichen Überblick über den ganzen Garten. Das Gartenhaus selbst ist in seinem unteren Teile aus Holzriegeln und Brettern fest gefügt, der obere Teil ist leicht und luftig aus starken Pfählen gebaut, die durch schmale Latten netzartig verbunden sind. Die Pfähle tragen das aus dünnen Brettchen und Birkenrinde hergestellte Dach. Das Ganze hat die Form eines Achtecks. Ringsum ist wilder Wein gezogen, der sich an den Latten hinrankt, so dass eine ganz schattige Laube entsteht. Auf diese Weise ist der Innensitzende nicht bloss gegen die Sonnenstrahlen von allen Seiten geschützt, sondern auch den Blicken der Aussenbefindlichen entzogen, während er selbst durch das Laub hindurch die ganze Umgebung überschauen kann. Im Innern

zieht sich rings an der Wand eine Holzbank hin, auf welcher, so klein auch der Raum ist, ziemlich viele Personen Platz finden können. In der Mitte steht ein grosser runder Tisch, an dem wir oft das Abendbrot einnehmen oder Gesellschaftsspiele machen. Auf dem Dach endlich ist ein Wetterhahn angebracht, der die Richtung des Windes anzeigt. So beschaffen ist das Plätzchen, das ich zu meinem Lieblingsaufenthalt erkoren habe. Ich hoffe, dass Du mir hier in den Ferien täglich Gesellschaft leisten wirst. Einstweilen sendet Dir sowie Deinen werten Eltern die besten Grüsse

Dein

getreuer Vetter
Johann.

b. Beschreibung körperlicher, lebloser Gegenstände.

1. Der Tisch.

Der Tisch ist ein unentbehrliches Geräte; wir finden ihn in jedem Zimmer, in jeder Werkstätte, kurz fast überall, wo Menschen etwas zu thun haben. Er besteht im Wesentlichen aus einer Platte, die auf einem oder mehreren Füßen ruht. Im übrigen ist seine Form je nach dem Zwecke, dem er dienen soll, ungemein mannigfaltig. Die Platte ist in der Regel viereckig, kann aber auch länglich rund, kreisrund, oder wenn der Tisch an die Wand gerückt werden soll, sogar halbkreisförmig sein. Auch die Grösse der Platte kann sehr verschieden sein; die runden überschreiten eine gewisse Grösse (1—1½ m im Durchmesser) nicht leicht, während die viereckigen von beliebiger Länge sein können. Die Höhe des Tisches dagegen ist überall — von Kindertischchen abgesehen — so ziemlich dieselbe; sie richtet sich nach der Grösse des Menschen, der bequem darauf arbeiten will, und beträgt daher stets etwa drei Fuss.

Die Platte ruht gewöhnlich auf einem Leistengestell, die Zarge genannt, welche mit den Füßen verbunden ist. Unter der Platte kann eine oder auch mehrere Schubladen angebracht sein.

Noch grössere Verschiedenheit kann in der Form der Füße herrschen. Viereckige Tische haben in der Regel auch vier Füße, runde dagegen meist nur einen; in diesem Falle teilt sich derselbe gewöhnlich unten in drei kleinere Füße, die verschiedenartig gerundet, geschweift, überhaupt auf die mannigfachste Weise geformt und verziert sein können.

Die Platte ist gewöhnlich aus Holz, weichem oder hartem, oft auch aus sehr kostbarem Holze; in neuerer Zeit wird sie auch gern aus poliertem Marmor hergestellt; für Gartentische liebt man auch solche von Eisenblech, weil diese der Witterung besser widerstehen. Das Fussgestell ist entweder von Holz oder von Eisen. Bei Prunktischen ist die Platte oft in kostbarer Weise mit Elfenbein, Perlmutter, Silber u. dgl. eingelegt, die Füße vergoldet und mit Schnitzereien geschmückt.

Der Gebrauch des Tisches ist unendlich mannigfaltig. Der Tisch ist in erster Linie Arbeitstisch für die verschiedenartigsten Verrichtungen; er dient z. B. als Schreibtisch, Nähstisch, Küchentisch, Waschtisch usw. Kein Handwerker kann den Tisch entbehren; der Kaufmann braucht ihn, um seine Waren darauf auszubreiten.

Er dient aber auch als Spieltisch, Esstisch u. dgl. Prunktische dienen in der Regel nur dazu, um andere kostbare Gegenstände zu tragen und dem Beschauer bequem vor Augen zu führen.

Schliesslich finden wir den Tisch sogar in der Kirche als Altar, in der Schule als Schreibpult oder Katheder, allerdings in so eigentümlicher Form, dass man diese kaum mehr zu den eigentlichen Tischen rechnen kann.

2. Das Messer.

Das Messer ist ein Werkzeug zum Schneiden. Demgemäss ist es auch eingerichtet, und so sehr die Formen im einzelnen wechseln, im wesentlichen ist es stets dasselbe; denn zwei Teile sind stets vorhanden: eine mit scharfer Schneide versehene metallene, meist stählerne Platte, vier bis sechsmal so lang als breit, genannt die Klinge, und eine bequem in die Hand passende Handhabe, der Griff oder das Heft. Die Art und Weise aber, wie diese beiden Teile verbunden und ausgeführt sind, kann ungemein verschieden sein. Man muss

daher nach dem Zweck, dem das Messer dienen soll, und nach der Form, die dem Zweck angepasst sein muss, mehrere Arten unterscheiden. Das gewöhnliche Tischmesser besteht aus einer einfachen Stahlklinge, welche in einem hölzernen oder auch beinernen oder silbernen Griffe feststeht. Nicht anders, nur grösser ist das Küchenmesser. Eine zweite Hauptart sind diejenigen Messer, deren Klinge im Griffe beweglich ist, wobei der letztere so eingerichtet ist, dass die Klinge in eine Fuge oder Rinne desselben genau hineinpasst, so dass man das Messer bequem und ohne Schaden in die Tasche stecken kann. Diese Messer sind daher auch in der Regel kürzer als jene der ersten Art, aber die Konstruktion hat den Vorteil, dass mehrere Klingen, grössere und kleinere, gröbere und feinere, an einem Griffe befestigt werden können. Man unterscheidet Federmesser, Radiermesser, Gartenmesser usw. Auch das Rasiermesser, welches sich durch ausserordentliche Schärfe der Klinge auszeichnet, gehört hieher. Die Taschenmesser enthalten ausser zwei oder drei Klingen von verschiedener Grösse oft auch noch andere Instrumente, wie Pfropfenzieher, Feile u. dgl.; ja sogar Löffel und Gabel können damit verbunden werden. Die Messerschmiedekunst hat es in feinen Arbeiten derart heutzutage soweit gebracht, dass an einem noch ganz bequem zu handhabenden Taschenmesser bis zu 100 verschiedene Klingen und Instrumente verbunden sein können. Am Griffe lässt sich auch Luxus mannigfacher Art anbringen. Es gibt Griffe, die einfach aus zwei durch Niete an einander gefügten Holzplättchen bestehen, aber auch solche von Horn, Bein, Elfenbein, Perlmutter, Schildkrot usw. Auf den Platten des Griffes können dann noch Verzierungen, wie Namenszüge u. a. angebracht werden. Darnach ist dann auch der Wert und der Preis der Messer natürlich sehr verschieden. Der Gebrauch des Messers ist stets nur einer, der des Schneidens; da aber das, was man schneiden will, sehr verschieden sein kann, hart oder weich, fein oder grob, zäh oder mürbe, so muss auch die Klinge dementsprechend verschieden beschaffen sein. Die des Tischmessers ist gleichmässig gerade, am Ende spitz oder auch fast halbkreisförmig gerundet; die des Gartenmessers kurz, breit und geschweift; das Rasiermesser schliesst, da es keine Spitze braucht, fast rechtwinklig ab usw.

Gefertigt wird das Messer vom Messerschmied, doch haben bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes für den Griff auch andere Handwerker damit zu thun, in der Regel werden die einzelnen Teile massenhaft in Fabriken hergestellt und dann zusammengesetzt.

Da wir das Messer nicht bloss täglich bei Tisch zum Zerlegen der Speisen brauchen, sondern auch sonst zu unzähligen Arbeiten aller Art, so finden wir es in jedem Hause; ja die meisten Leute tragen ein solches sogar stets in der Tasche bei sich.

3. Die Glocke.

Die Glocke ist ein metallenes Geräte, mit welchem man durch Erzeugung eines hellen, deutlichen Tones einen anderen oder auch grössere Massen herbeirufen oder ihre Aufmerksamkeit erregen will. Sie besteht aus zwei Hauptteilen, der Hlle oder Haube oder Glocke im engeren Sinne und dem Klppel. Die erstere gleicht einem umgestürzten Kelche, letzterer ist ein längliches Stück Metall von entsprechender Grsse, welches am oberen Teil im Innern der Glocke befestigt ist und durch Schwingen der Glocke in Bewegung gesetzt wird, so dass er an die Glocke anschlägt und so einen lauten, kräftigen Klang erzeugt. Damit derselbe hell und rein sei, muss die Glocke frei hängen und wird daher mittels der Krone, einem Aufsatz oben an der Haube, an Balken in einem hölzernen Gerüste, dem Glockenstuhle, befestigt. Die Bewegung aber wird durch ein daran befestigtes, herabhängendes Seil hervorgerufen.

Die Glocke wird aus einer Mischung von Kupfer und Zinn gefertigt, doch gibt es auch solche von Eisen oder Stahl. Die Grsse der Glocken ist ausserordentlich verschieden, je nach dem Gebrauche, der eben auch sehr mannigfaltig ist. Wir finden die Glocke am Kirchturm, hochschwebend und gross; denn sie soll die Gläubigen zum Gottesdienste rufen und muss daher ihren Schall weithin vernehmen lassen; auch dient sie dazu, bei Feuersbrunst u. dgl. auf die Gefahr aufmerksam zu machen und Hilfe herbeizurufen. Wir finden die Glocke an der Thüre eines jeden Hauses, wo sie das Begehren des Aussenstehenden um Einlass anzeigt; hier ist sie natür-

lich nur klein und ihr Ton verhältnismässig schwach. Wir finden sie in kleiner zierlicher Form, mit einem hölzernen oder beinernen Griff versehen, auf dem Tische des Hauses im Salon, im Speisezimmer, lediglich dazu bestimmt, den Diener herbeizurufen. Ganz kleine Glöckchen liebt man sogar den Pferden anzuhängen und besonders an Schlitten anzubringen, um die Aufmerksamkeit der Begegnenden zu erregen und sie zu warnen.

Verfertigt wird die Glocke vom Glockengiesser, welcher in die mit grosser Sorgfalt gebaute Form das flüssig gemachte Metall giesst, was bei grossen Glocken ungemein viele Vorbereitungen und grosse Aufmerksamkeit bei der Ausführung erfordert; ein geringes Versehen kann alle Vorbereitungen zu nichte machen und grossen Schaden verursachen.

Disposition.

Die Disposition für derartige Gegenstände gestaltet sich demnach etwa folgendermassen, wobei aber zu beachten und zu betonen ist, dass sich die angegebenen Punkte keineswegs immer so scharf trennen lassen, vielfach auch noch andere, besondere Punkte in Betracht kommen.

1. Wesen oder Begriff.
2. Grösse und Gestalt.
3. Bestandteile (Material).
4. Arten.
5. Zweck oder Verwendung.
6. Nutzen (oder Schaden).
7. Herstellung, Wert, Bedeutung.

Bearbeite darnach folgende Themen:

1. Der Stuhl.
2. Das Fenster.
3. Der Ofen.
4. Der Spiegel.
5. Die Lampe.
6. Die Taschenuhr (die verlorene Uhr, die Uhren der früheren Zeit).

7. Der Ring (der verlorene Siegelring).
 8. Die Schreibfeder.
 9. Der Schlüssel.
 10. Der Blitzableiter.
 11. Der Brunnen am Marktplatz.
 12. Das Kriegerdenkmal.
-

Anhang: Briefe über derartige Gegenstände.

Der Springbrunnen.

(Ein Brief.)

Lieber Freund!

Deiner dringenden Bitte entsprechend will ich Dir nach und nach alle die schönen und merkwürdigen Punkte beschreiben, welche unser Städtchen bietet. Ich wähle für diesmal eine Stelle aus der nächsten Umgebung. Mitten in unserem Stadtpark liegt, von herrlichen Baumgruppen umgeben, ein freier Platz. Derselbe ist mit regelmässigen wohlgepflegten Blumenbeeten bedeckt, die sämtlich aussen breit, nach innen schmaler werdend, auf den Mittelpunkt des Platzes hinweisen. Hier befindet sich ein kleines Wasserbecken. Dasselbe ist nicht sehr tief, so dass man bis auf den Grund hinabsehen kann. Hier tummeln sich zahlreiche Fische lustig herum, die Goldfische gewähren einen prächtigen Anblick. Mitten in dem Bassin ist aus natürlichen Felsstücken eine schöne Felsgruppe aufgebaut, und aus derselben erhebt sich in starkem Strahl ein prachtvoller Springbrunnen hoch in die Luft. Derselbe steigt und fällt abwechselnd; wenn er am höchsten ist, erreicht er eine Höhe von nahezu 4 Metern. In einen feinen Staubregen sich auflösend fällt dann das Wasser auf die Felsen herab, welche infolge der steten Feuchtigkeit mit dünnem, grünlichem Moose überzogen sind. Bei Sonnenschein bildet das herabfallende Wasser förmliche kleine Regenbogen. Das zerstäubende Wasser verbreitet sich teilweise, besonders wenn der Wind es fasst, über das Bassin hinaus auf die Blumenbeete, welche daher stets in den frischesten Farben erglühen. Nicht weit von

dem Wasserbecken ist unter einer schattigen Linde eine Bank angebracht, auf welcher ich oft Stunden lang sitze und mir das Spiel der Wasser und der Fische betrachte.

Hast Du auch solch ein herrliches Plätzchen? Versäume nicht, auch mir einiges von den Merkwürdigkeiten Eurer Stadt, die ja viel grösser ist und gewiss noch viel mehr bietet, mitzuteilen. Es grüsst Dich bestens

Dein

Karl.

c. Beschreibung von Tieren.

1. Die Katze.

Obwohl eigentlich ein Raubtier, ist die Katze seit uralten Zeiten so gezähmt und so an den Menschen gewöhnt, dass sie wie der Hund zum Haustier geworden ist, das fast in keinem Hause fehlt. Ihr schlanker und geschmeidiger Körper ist 30–40 cm lang und 15–20 cm hoch. Der Kopf ist ziemlich rund und kräftig; in demselben funkeln ein Paar feurige, grünlich schimmernde Augen, deren Pupillen sich im Dunkeln so erweitern, dass die Katze auch bei Nacht sieht. Vom Kopfe stehen die fast dreieckigen spitzen Ohren ab, die sie auch zurücklegen kann, in der Regel aber scharf horchend aufgerichtet trägt. An der Schnauze befinden sich links und rechts starke, ziemlich lange, seitwärts gerichtete Haare, wie ein Bart. Die Zähne sind ungemein scharf und verraten das Raubtier. Die Zunge ist sehr rauh. Der Hals ist ziemlich kurz und kräftig; der Leib ist walzenförmig und sehr biegsam. Die Beine sind nicht sehr lang und mit sehr weichen Pfoten versehen; daher kann die Katze auch fast unhörbar schleichen, was ihr beim Stehlen und Mäusefangen sehr zu statten kommt. An den Pfoten befinden sich die dem Katzengeschlecht eigentümlichen einziehbaren, scharfen Krallen, die ihr eine sehr gefährliche Waffe bieten; auch wird sie durch dieselben sehr zum Klettern befähigt. Der Schwanz ist ziemlich lang. Die Haare, mit welchen der ganze Körper bedeckt ist, sind ungemein weich und fein und werden bei einzelnen Arten sehr lang. Die Farbe der Haare ist verschieden: oft sind sie ganz schwarz oder

ganz weiss, gewöhnlich aber gefleckt oder gestreift; es gibt auch graue und rötlichgelbe Katzen. Die Stimme der Katze ist ein eigentümliches Miauen, das, wenn es lange dauert, besonders nachts sehr lästig werden kann. Wenn die Katze gut gelaunt ist, lässt sie ein sonderbares Schnurren vernehmen; man sagt dann, sie spinnt. Die Sinne, besonders das Gesicht und Gehör, sind sehr scharf, der Geruch dagegen ist weniger ausgebildet. Trotz aller Zähmung und Gewöhnung ans Haus ist die Eigenschaft des Raubtiers nicht ganz geschwunden und zeigt sich sowohl in der Vorliebe für rohes Fleisch als in einem merkwürdigen Hang zum Stehlen überhaupt; die Katze gilt mit Recht als sehr diebisch und naschhaft. Leise schleicht sie sich an ihre Beute heran, packt sie und entfernt sich ebenso leise und rasch und thut so unschuldig, als ob nichts vorgefallen sei; sie ist also auch falsch. Damit stimmt überein, dass sie dem Menschen gern schmeichelt, wie auch sie sich gern streicheln und schmeicheln lässt. Daneben aber zeigt die Katze eine Eigenschaft, die wir bei wenig anderen Tieren in dieser Masse wiederfinden, nämlich eine auffallende Reinlichkeit. Sie putzt sich den ganzen Tag und hat immer an ihrem Kleide etwas zu reinigen und zu ordnen. Schmutz und Wasser scheut sie sehr und sucht auf der Strasse stets die trockensten und saubersten Stellen aus, ehe sie ihren Fuss niedersetzt. Trotz ihres starken Pelzes liebt sie die Wärme, und daher finden wir sie am häufigsten in der Nähe des Ofens; ja, wenn sie sich unbemerkt glaubt, stiehlt sie sich aufs Sopha oder gar ins Bett. — Mehr als irgend ein anderes Tier hat die Katze ihre Freude am Spiel; sie spielt mit den Kindern des Hauses, sie spielt mit dem Wollknäuel, sie spielt mit ihren eigenen Jungen in der drolligsten Weise. Ja, sie spielt sogar mit der gefangenen Maus, die sie laufen lässt und wieder fängt, wieder laufen lässt und wiederum fängt, so dass das Spiel endlich in Grausamkeit ausartet. — Anhänglichkeit an den Herrn, wie der Hund, besitzt die Katze nicht, sie gewöhnt sich nur an das Haus.

Die Katze gehört zu den Säugetieren und bringt jährlich zweimal 5—6 Junge zur Welt, die anfangs noch blind sind, und die sie sorgfältig hütet. Ihre nächsten Verwandten sind der Löwe, der Tiger, der Leopard, der Luchs, die Wild-

katze usw., lauter gefährliche Raubtiere. Unter den Hauskatzen ist die sog. Angorakatze am geschätztesten, weil sie sich durch langes und seidenweiches Haar besonders auszeichnet. Die Heimat der Katze ist Ägypten, von wo aus sie sich in Gesellschaft des Menschen fast über die ganze Erde verbreitet hat. Nur im Norden, in der kalten Zone kommt sie nicht fort. Ihre Nahrung besteht in Fleisch, und zwar sucht sie am liebsten lebendige Tiere zu erbeuten; kein Vogel ist vor ihr sicher, ja selbst aus dem Käfig holt sie, wenn die Thüre offen steht, den Kanarienvogel, den Zeisig heraus; auch junge Hasen sind ihr willkommen. Andererseits ist sie durch ihre Vorliebe für Mäuse dem Menschen von grossem Nutzen; sie macht unermüdlich Jagd auf dieselben und säubert das Haus davon. Das ist der Hauptgrund, weshalb sie überall so gern gelitten wird. Indes gewöhnt sie sich auch an andere Nahrung, die der Mensch ihr reicht, wie Milch und Brot.

Wertvoll ist für den Menschen besonders der Pelz der Katze, den der Kürschner und der Hutmacher sehr gut verwerten kann. Das Fleisch wird bei uns im allgemeinen nicht gegessen.

Infolge ihrer verschiedenen und merkwürdigen Eigenschaften ist die Katze seit alten Zeiten Gegenstand theils des Aberglaubens und der Verehrung, ja sogar der Zuneigung, theils aber auch des Abscheus geworden. Im Volksglauben sind sie die Begleiterinnen der Hexen, die auch in Katzen verwandelt werden; alte Damen pflegen und hegen sie als ihre Lieblinge wie andere den Schosshund.

2. Die Ziege.

Unter den Haustieren, welche besonders in bergigen Gegenden vielfach gehalten werden, ist die Ziege eines der bekanntesten. Sie ist etwa vier Fuss lang und zwei Fuss hoch und zeichnet sich durch ihr hohles Kreuz, so wie durch ihre mageren Körperformen aus. Auf dem Kopfe trägt sie eckige, geringelte, etwas zusammengedrückte und nach hinten gebogene Hörner, und unter dem Kinn einen ziemlich langen Bart. Gewöhnlich sind die Ziegen weiss oder braun gefärbt, mit schwarzem Rückgrat; indessen gibt es auch ganz schwarze, graue und gescheckte. Ihr Haar ist so fein wie Wolle, ziemlich

lang, bildet auf dem Rücken einen Kamm und hängt an den Seiten meist glatt herunter.

Bei den Ziegen findet man nichts von der Einfalt und Dummheit des Schafes, im Gegenteil, sie sind mehr lebhaft, stärker und mutiger. Überhaupt sind sie vorwitzig, entfernen sich leicht von der Herde und begaffen alles. Da sie wenig folgsam sind, so hat ein Hirt mit einer Herde von 40 bis 50 Stück eine hinreichende Arbeit. Wenn sie die Wahl zwischen einem gebahnten und einem unebenen Wege haben, so gehen sie gewiss auf dem letzteren, klettern gern auf Steinen und Felsstücken umher und gehen lieber über den Zaun als durch die Eingangsthür. Flatterhaftigkeit und Mutwille sind ihnen angeboren. Bald gehen sie ruhig vorwärts, bald stehen sie still und schauen klug umher; bald machen sie fröhliche und muntere Sprünge, bald wieder halten sie an und machen ein höchst ernsthaftes Gesicht. Heut nähern sie sich dem Menschen schmeichelnd und schmiegen sich vertraulich an ihn an; morgen thun sie, als ob sie ihn nicht kennen, und laufen meckernd davon. Einmal zeigen sie sich mutig und kampflustig, ein andermal ziehen sie sich scheu und furchtsam zurück. So jagt ein Einfall den andern, und ehe der eine ausgeführt ist, kommt schon wieder ein neuer.

Die Ziege lässt sich leichter ernähren als die Kuh, da sie fast alle Pflanzen frisst; gibt man ihr aber in der Jugend zu viel Futter, so sucht sie sich das Beste aus und bleibt dann auch später stets wählerisch. Getreide und Brot liebt sie sehr, auch leckt sie gern Salz. Füttert man sie im Hause, so muss sie täglich ein paar Mal laues Wasser bekommen, in welches Rüben und Kartoffeln eingeschnitten werden, die man mit etwas Kleie mischt. Im Winter muss man ihren Stall warm halten und für trockene Streu sorgen. Wird sie dabei gut gepflegt, dann gibt sie eine wohlschmeckende und nahrhafte Milch, die freilich einen eigentümlichen Geruch hat, aber doch ganz gut geeignet ist, um selbst Butter und Käse daraus zu bereiten. Von den jungen Ziegen ist auch das Fleisch geniessbar, und aus dem Fell werden verschiedene Arten von feinem Leder bereitet. — Somit ist die Ziege ein sehr nützliches Tier, das besonders von ärmeren Leuten mehr gehalten werden sollte, als es bis jetzt geschieht. (Rudolph.)

3. Das Eichhörnchen.

Unter allen Nagetieren macht uns das Eichhörnchen das meiste Vergnügen. Kinder und Erwachsene bleiben stehen, wenn sie das possierliche Tierchen im Walde erblicken, und freuen sich über seine Gewandtheit, mit der es klettert, sowie über sein dreistes und keckes Benehmen.

Das Eichhörnchen ist nur klein, höchstens neun Zoll lang. Aber es hat einen breiten Kopf, aus dem zwei muntere, lebhafte Augen hervorblicken, und der mit zwei aufgerichteten, buschigen Ohren geschmückt ist. Wenn es den Mund öffnet, so erblickt man oben und unten zwei grosse Schneidezähne, mit denen es alles benagt. Beim Fressen benützt es seine Vorderpfoten wie ein Paar Hände, dreht Nüsse und andere Früchte schnell zwischen denselben umher und führt sie ebenso flink zum Maule. Die Hinterbeine sind etwas länger als die Vorderbeine, so dass es weite Sprünge machen kann, wobei es den Schwanz hinter sich herschleppt. Setzt es sich aber auf die Hinterfüsse, so richtet es den Schwanz in die Höhe und sieht dann aus, als ob es unter einem zierlichen Federbusch Platz genommen hätte.

Das Eichhörnchen ist oben rostrot und unten weiss gefärbt und nimmt im Winter eine graubraune Farbe an. Es sieht, hört und riecht scharf und ist ein flinkes possierliches Tier, das ausgezeichnet klettert. Während des Nagens sieht es sich mit seinen grossen, lebhaften Augen überall um, putzt sich Mund und Schwanz und hat in seinem ganzen Benehmen viel Ähnliches mit dem Affen. Es wohnt in Wäldern auf Bäumen, wo es Vogelnester für sich einrichtet, indem es sie mit einem Dache versieht und einen Eingang nach der vor dem Winde geschützten Seite anbringt. Bisweilen wohnt es auch in Baumhöhlen oder macht in den Astwinkeln ein geschlossenes Nest aus Reisig und Moos. Jung eingefangen, lassen sich die Eichhörnchen mit Milch und Semmel auffüttern und zähmen. Man legt sie dann an eine Kette oder setzt sie in einen Käfig; aber auch hier sind sie den ganzen Tag in Bewegung. Frei darf man sie nicht umherlaufen lassen, da sie alles benagen.

Die Eichhörnchen nähren sich von Samen, Knospen, Pilzen, süssen Mandeln, Nüssen und Fichtenzapfen; bisweilen

rauben sie auch kleine Vögel. Bittere Mandeln sowie die Kerne von Aprikosen und Pfirsichen verschmähen sie wegen der darin enthaltenen Blausäure. Da das Eichhörnchen den Baumpflanzungen, wie auch den Obstbäumen vielen Schaden zufügt, so sucht man es zu fangen, was jedoch nicht leicht ist, oder man schiesst es auch. Übrigens hat es auch unter den Tieren viele Feinde, zu denen der Fuchs, der Baummarder, der Uhu und viele Tagraubvögel gehören. Ausser Europa findet es sich noch in dem gemässigten Asien, wo es sich hauptsächlich in Laubwäldern hin und wieder auch in Nadelwäldern aufhält.

(Rudolph.)

4. Das Pferd.

(Einfache Darstellung.)

Das Pferd ist eines der schönsten, edelsten und zugleich nützlichsten Tiere. Es zeigt einen schönen, kräftigen Bau, stolz trägt es den Kopf mit der buschigen Mähne, feurig blickt sein Auge, fest tritt es auf mit dem Fusse und stampft ungeduldig die Erde, kurz seine ganze Haltung verrät Anstand und Schönheit.

Das Pferd erreicht eine Höhe von $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ m, bisweilen auch etwas mehr, die Länge beträgt ungefähr ebensoviel; auf dem runden, gedrungenen, walzenförmigen Leib erhebt sich der schlanke, gebogene Hals, der einen länglichen verhältnismässig schmalen Kopf trägt. An diesem befinden sich ein Paar spitze, fast immer aufgerichtete Ohren; die Augen sind ziemlich gross und lebhaft. Die Nase endet in grossen Nüstern, die das Pferd in der Gefahr oder wenn es in Schrecken oder Furcht gerät, heftig schnaubend weit öffnet; das Maul enthält zwei Reihen grosser, starker Zähne, deren Form sich im Lauf der Jahre ändert, weshalb man an ihnen das Alter der Pferde berechnen kann. Vom Halse hängt die lange Mähne in dichten Strähnen herab und bildet einen prächtigen Schmuck. Die Füsse des Pferdes sind sehr kräftig und zu schnellem Laufe eingerichtet; sie enden in einer einzigen, mit dickem Horn bedeckten Zehe, genannt Huf, welcher zur grösseren Festigkeit und Sicherheit noch mit Eisen beschlagen wird. Der Schweif besteht aus einem dichten, langherabhängenden Büschel starker Haare. — Die Farbe des Pferdes ist am häufig-

sten rotbraun, bisweilen weiss oder schwarz oder gefleckt, seltener grauschwarz oder mattgelb; nach diesen Farben bezeichnet man ein Pferd als Fuchsen, Schimmel, Rappen, Schecken, Eisenschimmel und Falben.

Von den Sinnen des Pferdes ist am stärksten das Gehör ausgeprägt, weniger das Gesicht und der Geruch. Die Stimme ist ein lautes, kräftiges Wiehern.

Für den Menschen ist das Pferd wegen seiner nützlichen Eigenschaften ein unschätzbares Besitztum. Durch seinen eigentümlichen Bau und die Schnelligkeit seiner Füße ist es vorzüglich geeignet, dem Menschen zum Reiten zu dienen, und zwar nicht bloss zum Spazierritt oder zur Jagd, sondern sein Mut, sein Ungestüm und seine Folgsamkeit befähigen es auch in hohem Grade für den Kampf; kühn und unerschrocken trägt es den Reiter in die Schlacht. So spielt es seit den ältesten Zeiten fast in allen Kriegen eine hervorragende Rolle. Seine Kraft nützt der Mensch aus, indem er es an den Wagen spannt und die grössten Lasten damit bewegt: Das Pferd zieht mit derselben Geduld und Ausdauer die prächtige Kutsche und den leichten Reisewagen wie den Pflug und den schwersten Lastwagen; es fährt dem Bauern den hochbeladenen Erntewagen in die Scheune, es zieht die Kanonen aufs Schlachtfeld.

Das Pferd kennt seinen Herrn und ist ihm treu und anhänglich bis in den Tod; es ist äusserst lenksam und geduldig; wird es aber gereizt, so kann es auch rachsüchtig und störrig werden; dann beisst es wütend mit seinen Zähnen um sich und schlägt mit den Hinterfüßen aus. Ein einziger solcher Schlag ist im stande, einen Menschen zu töten; der Huf ist also eine sehr gefährliche Waffe. Das Pferd zeichnet sich auch durch grosse Gelehrigkeit aus, wie sie nur wenig andern Tieren eigen ist, es lässt sich sogar zu den verschiedensten Kunststücken abrichten.

Selbst das tote Pferd bringt seinem Herrn noch mancherlei Nutzen; die Haut wird zu Leder verarbeitet, die langen Mähnen- und Schwanzhaare dienen zur Füllung von Polstern, auch Knochen, Fett und Hufe finden Verwendung. Das Fleisch wird von armen Leuten gegessen.

Das Pferd bildet mit dem Esel die Ordnung der Einhufer. Man unterscheidet verschiedene Rassen, von denen die arabische als die edelste gilt; auch in England und Deutschland, besonders in Trakehnen in Ostpreussen, werden vorzügliche Rassen gezüchtet.

Als die Heimat des Pferdes gilt Mittelasien, von wo es dem Menschen überallhin als Haustier gefolgt ist; denn schon in den ältesten Zeiten hat derselbe es zu zähmen und sich dienstbar zu machen gewusst. Nur ganz heisses und ganz kaltes Klima verträgt das Pferd nicht, sonst passt es sich den Verhältnissen leicht an. — Das männliche Pferd heisst Hengst, das weibliche Stute, das junge Füllen. Unter drei Jahren kann man es nicht zu schweren Arbeiten verwenden, ohne ihm zu schaden. Auch später bedarf es noch sorgfältiger Pflege; es braucht einen warmen, reinlich gehaltenen Stall und reichliches, gutes Futter. Am liebsten frisst es Hafer und Heu, auch Brot. Bekommt es keine kräftige Nahrung, so wird es rasch schwach und kraftlos. Es kann 25 Jahre und darüber alt werden, doch erreicht es dieses Alter gar oft nicht, besonders wenn übermässige Anstrengung und schlechte Behandlung seine Kräfte vorzeitig erschöpfen; nur zu oft werden seine langen und grossen Dienste schlecht belohnt; man gönnt ihm das Gnadenbrot nicht, wenn es arbeitsunfähig geworden ist, sondern überliefert es einem kläglichen, gewaltsamen Tode.

5. Das Pferd.

(Freie Darstellung.)

Munter hüpfte das Füllen auf grünem Rasen, sträubte die kurze, krause Mähne, schwingte sich leicht, wie ein Hirsch, über die Hecke, schlug die kleinen Hufe hoch in die Lüfte, und, wie ergriffen vom Windstoss, stürzte es fort, steht plötzlich, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, von ihren Blicken sorgsam bewacht. Schon verraten die schlanken Glieder künftige Kraft und Behendigkeit, sein dunkles, grosses Auge Mut, sein Spiel die Kampflust. Es wächst zum Helden, zum beharrlichen Gefährten, zum Freunde des Menschen, treu bis an den Tod, heran.

Edel ist das Pferd; wie aus Erz gegossen, so fest steht es da, und dennoch schlank, wie ein Reh, und so friedlich. Sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde, rege Auge mit dem schwarzen Glanz erspäht den Feind; mit grünem Schein erleuchtet es den dunklen Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohr, erfasst den verlorenen Laut, stutzt und warnt seinen Reiter. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seidenschimmernde Mähne. Seine Brust, voll und weich, wie die des Schwans, stellt sich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht sicher auf festen Lenden, auf nervigen Füßen. Die eisenfesten Hufe stampfen ungeduldig den Boden; der volle glänzend schwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder.

Auf des Reiters Wink springt es auf, wie ein Fuchs, rennt davon, den Hals gestreckt, wie ein Adler im Flug; wie ein Adler leicht, berührt es kaum die Erde, und es fliegt sein Schweif ihm nach. Die Bäume fliegen wie Schatten vorüber; der Boden weicht, als stürzt' er hinter ihm in den Abgrund. Unter dem Hufe zerbersten die Kiesel, Funken sprühen umher. So stürzt es mit dem Araber dem Löwen entgegen. Dieser wirft die Mähne empor und weist grinsend und brüllend die Zähne; er schlägt mit dem Schweife seine Lenden. Jetzt steht er, jetzt duckt er sich nieder zum Sprunge: da schickt ihm rasch der Jäger die Lanze zu. Der Löwe achtet nicht den tödlichen Stoss; mit zerbrochenem Schaft in der Brust schwingt er sich dem Jäger entgegen; da funkeln des Pferdes Augen, die Adern spannen sich, die Mähne fliegt, es dampfen die Nüstern, die Muskeln spielen und schwellen, und zornwiehernd bäumt es sich auf, sein eherner Huf hat die Stirn des Löwen zerspalten und ihn zu Boden geschmettert.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind, es beisst schäumend in die Zügel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampflust. Da schmettern die Trompeten; es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es ist eins mit seinem Führer; ein Wille beherrscht beide; ein Held sind Ross und Reiter zusammen. Das Ross ist des Reiters Schild, es ist sein Pfeil, mit dem er zugleich in die

Reihen der Feinde trifft. Des Rosses Mähne flattert, eine schwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und fest, wie ein Fels, mitten im Rauch und im Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sausen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heissen es wanken. Ist sein Führer gefallen, so stellt es sich in die Reihen der Genossen. Es stürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm selber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klage-ton, nimmer ein Zeichen des Schmerzes; nur Freude, nur Kampflust wecken seine Stimme.

Ernst und langsam schreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Aber es gewinnt den Mut, es erwacht sein Stolz, wenn es unter dem Schalle der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldenem Gebiss, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier feierlich einher, trägt hoch sein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiss, dass er mit dem Herrn der Erde ein Bündnis geschlossen hat.

Und wie das Pferd des Helden Schutz und Trutz in der Schlacht, so ist es auch sein Freund, sein Gehilfe im Frieden. Mit dem Krieger in die Heimat zurückgekehrt, legt es die Rüstung ab, zieht geduldig den Pflug und den Erntewagen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens und durchrennt mit ihm die Ebenen von Amerika. Der Zelter begleitet den Araber, wie dieser genügsam, in die brennenden Wüsten, trägt alle seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich neben ihnen unter gleichem Dache. Stets bleibt das Pferd ein beharrlicher, geduldiger Arbeiter, unermüdlicher, rüstiger Gänger, behender Renner, ein offener, kühner Held, ein treuer Waffengenosse, ohne Falsch und ohne Bosheit.

Es ist dem Menschen zugegeben, ihm gewogen, gelehrig und folgsam, durch ihn gehoben. Und wo es, seiner Leitung entzogen, frei umherstreift, in den Steppen der Tatarei und Sibiriens, in den Llanos Amerikas, da ist es ein kleiner struppiger Sohn der Wildnis geworden und jagt scheu mit

seinen Gefährten als brausender, verheerender Strom über die Ebene hin.

Nur eines Tyrannen Laune, Bosheit und Eigennutz erschaffen den Mut, erwecken die Tücke in dem edeln Pferde, überspannen die Kräfte und machen es alt vor der Zeit. Der Grausame schont auch seines Alters nicht und gedenkt nicht der Beschwerden, nicht der Thaten eines Renners, welcher siegte in den Schlachten, welcher den Stammbaum führt von Muhameds Zeiten her; die Loblieder sind verklungen, die ihm einst erschallten, die Lorbeerkränze vermodert. Armes Tier! grausame Qualen sind der Lohn, welcher deiner im Alter wartet! Undankbarer als gegen einen Belisar verfährt gegen manches Heldenross der Mensch.

Der Sporn hat die Seiten des Pferdes mit Narben bedeckt, seine Schenkel sind angelaufen, die Fesseln steif von angestrenzter Arbeit, die Hufe durch die Nägel zerrissen, durch die Zügel, mit denen eine harte Hand es leitete, ist der Mund erschlaft. Zum elenden Gerippe hat das Alter es abgezehrt; das Feuer seiner Augen ist erloschen, lebensmüde senkt es sein Haupt. Und dennoch wird ihm keine Ruhe gegönnt; nicht die freundlichen Winke des Reiters lenken es mehr, eine rohe Hand fesselt es an den schweren Karren und führt die Peitsche mit grausamer Übung. Kaum vermag es noch im düstern, mit Spinnweben ausgekleideten Stall aus modriger Krippe sein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein schmachvoller Tod erlöst es von seinen Leiden.

(R. Meyer.)

6. Der Storch.

Wenn einer, so verdient der Storch den Titel „hochgeboren“ mit Fug und Recht; denn auf Dächern und Giebeln oder auf abgestumpften Bäumen in der Nähe des Hauses ragt sein Nest und gestattet ihm, freie Umschau zu halten in dem Revier seiner Wiesen, Felder und Sümpfe. Er ist, wie die Schwalbe, einer der wenigen Vögel, welche Gastfreiheit bei den Menschen genießen, ohne mehr als ein „Vergelt's Gott!“ dafür zu geben. Den Winter verlegt er in wärmeren Gegenden, vorzüglich in den Niederungen des Nils; aber mit den ersten Frühlingswinden kehrt er in die alte Heimat zurück und sucht sein Dorf und sein Nest wieder auf. Alt und jung

begrüsst mit Jubel den treuen Freund, der nun den Frühling mitbringt. Oftmals zieht das Männchen dem Weibchen eine oder zwei Wochen voraus, um Rundschau zu halten. Wenn er aber den alten übermoosten Dachfirst mit dem verlassenen Neste, den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden und auch die Umgegend erkundschaftet hat, dann zieht er wieder fort, um sein Weibchen zu holen, das er mit seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper als Herrin einführt. Nachdem das etwas schadhafte gewordene Nest ausgebessert, beginnen bald die Elternsorgen. Während das Weibchen brütet, ist die Hauptbeschäftigung des Männchen seine geräuschlose, aber emsige Jagd in den Wiesen. Da hat man recht Gelegenheit, ihn zu betrachten.

Auf hohem Stelzfuss, der in roten Juchtenstiefeln zu stecken scheint, wiegt sich der stattliche Leib, über den ein weisses, schwarzgesäumtes Reisekleid geworfen ist; der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker aber der Hals, der den ausdrucksvollen Kopf trägt. Über der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauber zurückgestrichenes Haar; das braune Auge blickt hell und ehrbar und doch wieder mit schlauer Schalkhaftigkeit aus den schwarzen Brillenringen. Der lange Schnabel gibt dem Storchgesichte ein komisches Aussehen, ist aber eine verderbenbringende Waffe. Schweigend stelzt der Storch steif und würdevoll durch Sumpf und Moor; mit jedem Schritt hebt er den langbestrumpften Fuss hoch hinauf, um ihn gleichsam vor jedem Anhängsel zu bewahren, während Hals und Kopf wie ein Pendel feierlich und doch lächerlich vorüberwinken. Da gewahrt er einen fetten Frosch im Dickicht des Riedgrases, und wie ein Spiess fährt der Schnabel hinein in das Versteck, und der Zappelnde verschwindet im tiefen Kropfschlunde. Stundenlang geht die Jagd ununterbrochen fort, bis etwa ein Neugieriger zu nahe kommt, oder sonst etwas Ungewöhnliches sich zeigt. Dann steht der Jäger plötzlich still; das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, der Hals reckt sich forschend in die Höhe, und das Auge ruht spähend auf dem verdächtigen Gegenstande. So steht er minutenlang regungslos, bis er sich überzeugt hat, ob er ohne Gefahr seine Jagd fortsetzen könne, oder ob schleunige

Flucht vonnöten sei. Im letzten Fall gewährt es einen wahrhaft lächerlichen Anblick, den Storch auffliegen zu sehen, denn der ehrwürdige Stelzengänger kommt dabei vollkommen aus dem Gleichgewicht. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, thut einige Flügelschläge, streckt die Füße ruderartig nach hinten, die schwankende Masse erhebt sich kaum vom Boden. Dann aber steigt er plötzlich mit einem Ruck empor und entfaltet nun hoch oben in langen Zügen und kühnen Kreisen die Kraft seiner Schwingen; oft schwimmt er weite Strecken ohne Stoss und Schlag dahin, wie getragen von seiner Last.

Im ganzen ist der Storch duldsam und friedliebend; er lässt es sogar geschehen, dass Sperlinge und Schwalben sich unter und neben seinem Neste anbauen. Aber mit seinesgleichen führt er oft blutige Kämpfe im kleinen wie im grossen. Wenn endlich mit dem eintretenden Herbste die Tiere, von denen er sich nährt, in ihre Höhlen und Schlupfwinkel kriechen, dann rüstet der Storch sich zum Abschiede. Grosse Züge ordnen sich zu Heeren von zwei- bis dreitausend und steuern in den höchsten Luftregionen dem fernen Süden zu.

(Masius.)

7. Der Strauss.

Der Strauss übertrifft alle Vögel an Grösse; denn er ist so hoch, dass ein neben ihm stehender Mann nicht über den Rücken hinwegsehen kann. Sein Kopf und Schnabel sind denen einer Gans nicht unähnlich. Sein Hals ist lang wie ein Kamelhals, sein Rücken gewölbt. Die Schenkel gleichen Mannsschenkeln an Dicke. An jedem Fusse befinden sich nur zwei Zehen, welche vorwärts gerichtet sind. Kopf und Oberhals sind nackt und fleischrot. Der untere Teil des Halses und der Unterleib ist mit lockeren, wollartigen Federn bedeckt. Der übrige Körper trägt weisse und schwarze seidenartige Federn. Die Flügel sind kurz, ohne Schwungfedern und nicht zum Fliegen zu gebrauchen. Dagegen kann der Strauss so schnell laufen, dass ihn das beste Jagdpferd nicht einzuholen vermag.

Der Strauss lebt in Afrika in ganz einsamen Gegenden, in welche die Menschen nicht häufig kommen; denn er ist

furchtsam und menschenscheu. In der Wüste freilich, in welcher nichts weiter ist, als kahler Felsen oder dürerer Sand, kann auch der Strauss nicht leben. Denn da er so gross ist, bedarf er auch viel Futter. So weidet er denn in den Ländern, welche an der Grenze der Wüste liegen, und in den Thälern, die sich in die Wüste hineinziehen. Überall, wo sich hier Wasser sammelt, und Gewächse aus dem Boden spriessen, findet auch der Strauss seine Nahrung. Denn er ist kein Kostverächter und durchaus nicht wählerisch.

Er begnügt sich mit dem schlechtesten Futter und hat darin viel Ähnlichkeit mit dem Kamel. Er verzehrt bittere Gurken und solche Beeren von Gesträuchen, welche kein anderes Tier sonst mag. Ja, er beisst selbst die harten Zweigspitzen der Dornbüsche ab und kann sie auch verdauen. Dazwischen verschluckt er kleine Kieselsteine, wie unsere Hühner und Gänse Sand, damit der Magen die harte Kost besser zerreiben könne.

Das Straussenei ist so gross wie der Kopf eines Kindes. Es hat eine harte Schale und ist weisslich und gelblich marmoriert. Es wiegt gegen drei Pfund und enthält soviel wie vierundzwanzig Hühnereier, und es können sich vier Menschen daran satt essen. Mehrere Straussenneibchen legen ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest, und deshalb findet man mitunter vierzig bis sechzig Stück bei einander. Das Nest ist weiter nichts als eine flache Grube, welche die grossen Vögel mit ihren starken Beinen in den Sand gescharrt haben. Die Strausse überlassen das Ausbrüten der Eier nicht bloss der Sonne, sondern zur Nachtzeit setzen sich die Weibchen selbst darauf, wie es die Hühner und Gänse thun. Die Schakale und Wüstenfüchse kommen zuweilen herbei, um den Strausseneiern zu stehlen. Aber sie müssen sich dabei sehr in acht nehmen; denn die Vögel sind jähzornig und stark, auch nicht ohne eine gute Waffe. Dazu dient ihnen die Klaue, mit welcher die eine Zehe besetzt ist; die andere ist ohne Klaue. Mit einem einzigen Fussschlag kann der Strauss einen Schakal töten.

Einige Eier liegen gewöhnlich ausserhalb des Nestes und werden nicht mit bebrütet. Die jungen Strausse, die eben aus dem Ei schlüpfen, sind so gross wie alte Hühner. Sie können zwar sogleich gut laufen, aber doch das harte Futter

noch nicht vertragen, welches die alten fressen. Die alten Strausse hacken deshalb die herumliegenden Eier auf, welche unbebrütet geblieben sind. Die bilden nun das erste Futter der jungen Vögel.

Das Fleisch der Strausse, zumal der alten, ist hart, wird aber in Afrika gegessen. Die Haut gibt ein gutes Leder. Das Beste sind jedoch die vortrefflichen Federn aus den Flügeln und vom Schwanze, welche von den Damen sehr geschätzt werden. Bei den wilden Vögeln sind sie gewöhnlich so zerstossen, dass sie manchmal kaum noch zum Schmucke zu gebrauchen sind. Dazu sind die Tiere auch höchst vorsichtig und so schnell, dass man sie nur schwer erlegen kann. Man muss den Vogel schon mehrere Tage lang zu Pferd allenthalben verfolgt haben, ehe er endlich ermüdet unter den Stockschlägen erliegt. Die Leute in Afrika suchen deshalb ganz junge Strausse einzufangen, oder sie nehmen den Vögeln die Eier weg und lassen sie daheim ausbrüten. Sie pflegen die Strausse in ihren Höfen, wie wir die Gänse, und zupfen ihnen jährlich zweimal die Flügeldeckfedern aus, um sie zu verkaufen. Die gefangenen Strausse legen auch zuweilen Eier und brüten Junge aus; bei uns in Deutschland ist's ihnen hiezu aber zu kalt.

(Nach H. Wagner.)

Disposition

für die Beschreibung von Tieren.

Auch hier ist zu berücksichtigen, dass die Disposition einerseits möglichst allgemein gehalten sein muss, daher im einzelnen Fall stets der Erweiterung oder Beschränkung bedarf, andererseits eben nur ein Hilfsmittel sein soll, nicht ein unüberschreitbares, stets und alle bindendes Gesetz, dass vielmehr auch derartige Dinge sich sehr verschieden behandeln lassen (vergl. oben die Beschreibung des Pferdes), folglich besseren Schülern eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit gelassen werden soll.

1. Äussere Erscheinung.
2. Gestalt im einzelnen (Grösse, Farbe; Kopf, Rumpf, Glieder; besondere Eigentümlichkeiten, Sinne, Stimme usw.).

3. Eigenschaften (Gewohnheiten).
4. Gattung und Arten, Heimat und Verbreitung, Nahrung und Lebensweise.
5. Nutzen oder Schaden.
6. Stellung zu andern Tieren oder zum Menschen.

Beschreibe darnach folgende Tiere: ¹⁾

1. Die Kuh.
2. Das Schaf (Brehm bei Paulsiek ²⁾ I. 74).
3. Der Hase (Tschache ³⁾ 127; H. Wagner bei Paulsiek I. 64).
4. Der Wolf (Zettel ⁴⁾ I. 51; Masius bei Marschall ⁵⁾ I. 238).
5. Der Fuchs (Tschache 126; vergl. Buschmann ⁶⁾ I. 144).
6. Der Esel (Curtmann bei Marschall I. 236).
7. Der Hund (Brehm bei Paulsiek I. 76).
8. Der Hund von St. Bernhard (Lenz bei Zettel I. 153).
9. Der Pudel (Brehm bei Paulsiek I. 78).
10. Der Biber (Zettel I. 52).
11. Der Igel (Tschache 127; Krieger ⁷⁾ 169; Tschudi bei Paulsiek I. 69).
12. Der Maulwurf (Zettel I. 152; Krieger 171; Tschudi bei Paulsiek I. 69).
13. Die Maus (Brehm bei Paulsiek I. 72).
14. Das Wiesel.
15. Der Hirsch.

¹⁾ Verschiedene Dispositionen bei Beck, Materialien usw. München 1870, Merhoff; und bei Böhm, Deutsche Aufsätze. 2. Teil.

²⁾ Paulsiek, Deutsches Lesebuch für Vorschulen höherer Lehranstalten. Berlin, 1876, Grote. 1. Abt. 10. Aufl.

³⁾ Tschache, Stoff zu deutschen Aufsatzübungen usw. 2. Aufl. Breslau 1879, Kern.

⁴⁾ Zettel, Deutsches Lesebuch für die Latein- und Realschule usw. 2 Teile. München, Lindauer.

⁵⁾ Marschall, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 2 Teile. München 1877, Centralschulbucherverlag.

⁶⁾ Buschmann, Deutsches Lesebuch für die Unterklassen höherer Lehranstalten. 2 Teile. Münster 1874, Russel.

⁷⁾ Krieger, Der Aufsatzunterricht. Theoretisch-praktische Anweisung usw. 2. Aufl. München 1887, Oldenbourg.

16. Das Reh (Wunderlich bei Marschall I. 230; Kaup bei Hopf ¹⁾ I. 166; H. Wagner bei Paulsiek I. 67).
17. Das Kamel (Kaup bei Hopf II. 131).
18. Der Elefant (Brehm bei Paulsiek I. 80).
19. Der Löwe (Masius bei Zettel II. 201).
20. Der Tiger (Brehm bei Linnig ²⁾ II. 360).
21. Der Bär (R. Meyer bei Zettel I. 158).

22. Die Gans (H. Wagner bei Paulsiek I. 88).
23. Das Haushuhn (Rudolph ³⁾ I. 153; Gandtner bei Paulsiek I. 84).
24. Der Hahn (Sommer ⁴⁾ 85; Lenz bei Marschall I. 218; Buschmann I 148).
25. Der Storch (Tschache 131; Scheitlein bei Hopf II. 110).
26. Der Pfau (Masius bei Zettel I. 300).
27. Der Schwan.
28. Der Kranich (vgl. Russ bei Marschall I. 207).
29. Die Schwalbe (Tschache 129; R. Meyer bei Marschall I. 217; Krieger 178; Dorenwell ⁵⁾ II. 85)
30. Die Nachtigall (Krieger 175; Linnig I. 358; Haselmayer ⁶⁾ 3; Tschache bei Zettel I. 303).
31. Der Stieglitz (Tschache 130; dass. bei Linnig I. 358).
32. Der Kanarienvogel (Tschache 129).
33. Der Kuckuck (vgl. H. Wagner bei Marschall I. 224)
34. Der Specht (H. Wagner bei Marschall I. 228 und bei Linnig II. 354; Krieger 177).
35. Die Lerche (Krieger 174; Wagner bei Linnig I. 360 und bei Paulsiek I. 90).

¹⁾ Hopf Georg Wilh., Deutsches Lesebuch. I. II. III. Teil. 8. 7. 6. Aufl. Nürnberg 1881, Korn.

²⁾ Linnig, Deutsches Lesebuch, 2 Teile. Paderborn und Münster, 1885, Schöningh.

³⁾ Rudolph, Praktisches Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stilübungen. 4 Teile. Berlin, Nicolai.

⁴⁾ Sommer, Hand- und Hilfsbuch für den Unterricht im deutschen Aufsätze usw. 10. Aufl. Köln 1887, Du Mont-Schauberg.

⁵⁾ Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten usw. 2 Teile. Hannover 1884, C. Meyer.

⁶⁾ Haselmayer, Neues Aufsatzbuch zum Gebrauch an höheren Schulen, Würzburg 1888, Staudinger.

36. Der Star (Masius bei Zettel I. 54).
 37. Der Sperling (H. Wagner bei Marschall I. 220; Walther bei Zettel I. 154, bei Buschmann I. 149 und bei Hentschel und J. ¹⁾ 80).
 38. Der Rabe (Masius bei Linnig II. 357).
 39. Der zahme Rabe (Buschmann I. 151).
 40. Der Adler.
 41. Der Geier (Masius bei Zettel I. 304; vgl. R. Meyer bei Hopf III. 159).
 42. Der Strauss (Dorenwell II. 88).
 43. Der Papagei.
-
44. Der Walfisch (Brehm bei Paulsiek I. 82).
 45. Der Aal (Tschache 133; Russ bei Marschall I. 204).
 46. Der Hering (Rudolph I. 158, Dorenwell II. 90).
 47. Der Krebs (Tschache 135; Krieger 189).
 48. Die Schildkröte.
 49. Der Laubfrosch (Münkel bei Zettel I. 298 und bei Buschmann I. 152 u. Krieger 185; H. Wagner bei Paulsiek I. 98).
 50. Die Eidechse (Hebel bei Zettel I. 55).
 51. Die Schnecke (Krieger 190; H. Wagner bei Paulsiek I. 102).
 52. Die Ameise (Russ bei Zettel I. 301).
 53. Die Biene (Funke bei Zettel I. 297 und bei Krieger 184).
 54. Die Stubenfliege (Rudolph I. 160; vgl. Horstig bei Zettel I. 299).
 55. Der Schmetterling.
 56. Der Maikäfer (Rudolph I. 161; Russ bei Marschall I. 202; Linnig I. 362; dass. bei Zettel I. 305).
 57. Die Spinnen (Hebel bei Bauer ²⁾ 383).

Anhang I : Vergleichen von Tieren:

Hund und Wolf.

Hund und Wolf sind einander sehr nahe verwandt, und auch ihr Äusseres ist ziemlich ähnlich. Beide gehören zum

¹⁾ Hentschel und Junghänel, Sammlung ausgeführter Stilarbeiten für Mittelklassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Berlin 1884, Hempel.

²⁾ Bauer, Deutsche Mustersammlung usw. 5. Aufl. München 1873, Centralschulbucherverlag

Geschlechter der Hunde, beide sind Fleischfresser, also Raubtiere. Auch in der Grösse stimmen beide ziemlich überein, nur dass es vom Hunde eine grosse Menge Unterarten gibt, die teilweise viel kleiner sind als der Wolf, während von diesem nur eine Hauptart existiert, die stets dieselbe Grösse zeigt. Am meisten gleicht der Wolf dem Schäferhunde; er ist ungefähr ebenso gross, nämlich etwa einen Meter lang und etwa 80 cm hoch, und zeigt im Ganzen denselben Körperbau: breiten Kopf, dessen Schnauze übrigens beim Wolf spitzer ist als beim Hund, hohe, dünne, aber kräftige Beine und langen, herabhängenden Schwanz. Auch die Stimme ist ähnlich, doch geht das Bellen des Wolfs gewöhnlich in ein furchtbares Geheul über. Ebenso verrät sich die Verwandtschaft in geistiger Beziehung und in mancher Eigenschaft; Hund und Wolf legen grosse List und Schlaueit an den Tag; auch zeigen beide ausserordentliche Ausdauer im Laufe u. a. — Und doch, welch ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen den beiden Tieren! Während der Hund durch den Verkehr mit dem Menschen seit Jahrtausenden, durch fortgesetzte Pflege und Gewöhnung zum zahmsten Haustiere geworden ist, ist der Wolf eines der blutigsten und gefährlichsten Raubtiere geblieben. Feig und furchtsam, wenn er satt ist, ist er hungrig der schlimmste Feind, welcher anderen Tieren oder Menschen begegnen kann. Greift er ja doch, wenigstens in Rudeln, selbst die Pferde am Wagen oder Schlitten an. Rastlos verfolgt er seine Beute und stürzt sich, nachdem er sie eingeholt, tollkühn darüber her; unersättlich ist seine Fressgier. In seiner Grausamkeit tötet er noch mehr, als er fressen kann.

Der Hund gewährt uns während seines Lebens durch seine vielen guten Eigenschaften unendlichen Nutzen, sei es als Beschützer der Herde und Wächter des Hauses, oder als Gehilfe bei der Jagd, oder als treuer Begleiter überhaupt; der Wolf richtet in seinem ganzen Leben nur Schaden an; bloss sein Pelz hat einen Wert, doch reicht derselbe bei weitem nicht hin, um den Schaden auszugleichen, den der Wolf unter der Herde und in den Ställen angerichtet hat. Während daher der Hund vom Menschen auf jede Weise gepflegt und geschützt wird, wird der Wolf naturgemäss auf

jede Weise verfolgt; man sucht ihn so viel als möglich auszurotten, was freilich trotz aller Bemühungen bis jetzt nur in wenigen Ländern gelungen ist. In den Gebirgen Deutschlands, wie im Böhmerwald und in den Vogesen, kommt er nur noch ganz vereinzelt vor, während er in Russland noch in ungeheurer Menge sich findet. Daher kommt es auch jetzt noch vor, dass Reisende von Rudeln von Wölfen angegriffen und verfolgt werden; bei grossem Hunger wagen sie sich sogar in die Dörfer und fallen Vieh und Menschen an.

Vergleiche: ¹⁾

1. Kuh und Schaf.
2. Ziege und Schaf.
3. Esel und Pferd.
4. Hund und Katze (Krieger 172).
5. Gans und Schwan.
6. Gans und Ente (Krieger 181).
7. Huhn und Pfau.
8. Nachtigall und Papagei.
9. Biene und Fliege.
10. Biene und Ameise.

Anhang II. Briefe mit Tierbeschreibung.

Die Giraffe.

(Ein Brief.)

Landsberg, den 10. September 1889.

Mein lieber Anton!

Denke Dir, ich habe letzten Sonntag mit meinem Vater nach München fahren dürfen. Wir haben uns den ganzen Tag dort aufgehalten, und mein guter Vater hat mich auf vieles aufmerksam gemacht, was mir noch unbekannt war. So haben wir auch die grosse Menagerie besucht, die sich eben dort aufhält. Viele Tiere habe ich allerdings schon früher gesehen,

¹⁾ Einiges bei Sommer 22 ff.

einige aber waren mir ganz fremd, und diese habe ich denn auch mit um so grösserer Aufmerksamkeit betrachtet. Dazu gehört vor allem eine Giraffe, ein Tier, das man bei uns nur sehr selten zu sehen Gelegenheit hat. Da auch Du nicht das Glück hast, in einer grossen Stadt zu wohnen, so glaube ich, es wird Dich interessieren, etwas Näheres über dieses merkwürdige Geschöpf zu erfahren.

An demselben fällt vor allem der ungewöhnlich lange Hals auf, durch welchen es sich vor allen anderen Vierfüsslern ganz wesentlich unterscheidet. Derselbe ist ebensolang, als die Beine hoch sind, so dass das Tier, welches den Hals gewöhnlich hochaufgerichtet trägt, eine Höhe bis zu 5 m erreicht. Schön ist das gerade nicht, zumal der Rücken des Tieres nicht horizontal verläuft, sondern abschüssig, eine zweite Eigentümlichkeit dieses sonderbaren Geschöpfes. Die Hinterbeine sind nämlich ein gutes Stück kürzer als die Vorderbeine. Der Kopf hat eine entfernte Ähnlichkeit mit dem der Kuh, wird aber an der Schnauze noch schmaler. Die spitzen Ohren stehen aufrecht. Auf der Stirne hat die Giraffe zwei kurze Auswüchse, wie Hörner; dieselben sind aber stets mit Haut bedeckt und enden in einen kurzen Haarbüschel. Der Rumpf ist ziemlich dick. Die Beine sind hoch und schlank, aber nicht sehr kräftig; die Hufe sind gespalten. Der Schwanz ist kurz und endet, wie bei der Kuh, in einen dichten Haarbüschel. Die Farbe der Giraffe ist gelb, aber fast der ganze Körper ist mit grossen braunen Flecken bedeckt; nur der Bauch ist weiss.

Die Giraffe gehört, wie Du weisst, zu den Säugetieren, und zwar zu den Zweizehigen. Sie ist in Afrika zu Hause und lebt dort meist in grösseren oder kleineren Rudeln. Anderswo kommt sie nicht gut fort; selbst in den Menagerien sterben sie trotz guter Pflege in der Regel bald. Der Lauf ist schwerfällig, aber doch so rasch wie der des Pferdes. Laub und Gras bilden die gewöhnliche Nahrung. Von Nutzen ist vorzugsweise die Haut, welche zu Leder verarbeitet wird; aber auch das Fleisch wird genossen. Aus den Hufen wird Horn bereitet.

Das wäre in schwachen Umrissen ein ungefähres Bild eines der eigentümlichsten Tiere der Erde.

Sehr merkwürdig und mir ganz fremd war übrigens auch ein in der Menagerie befindliches Nilpferd, über welches ich Dir nächstens berichten werde.

Dein

Freund August.

Dritte Klasse.

I. Fortsetzung der Beschreibungen.

d. Beschreibung von Pflanzen.

1. Die Fichte.

Vergleicht man die hohe, herrliche Laubkrone der Eiche mit einem Dome, so kann man die Fichte mit einer ernsten, feierlichen Pyramide vergleichen. Ernst und düster ragt sie empor in ihrer eigentümlichen Gestalt; denn nicht wie andere Bäume entfaltet sie sich erst in der Höhe zu voller, üppiger Pracht, sondern unten in nächster Nähe des Bodens, an welchen die untersten Äste oft dicht heranreichen, ist sie am breitesten, um je höher desto schmaler zu werden und in einer Spitze zu enden. Übrigens hat sie diese Form mit fast allen Nadelbäumen gemein, aber keiner von diesen erhebt sich zu solch gewaltiger Grösse.

Die Wurzeln gehen nicht tief in die Erde, sondern verteilen sich seitwärts an der Oberfläche, so dass der Sturm nicht allzuviel Mühe hat, den Baum zu entwurzeln. Der Stamm erhebt sich meist in tadelloser Schlankheit hoch in die Luft, er erreicht eine Höhe von 40—60 m. Vom Stamme gehen in merkwürdiger Regelmässigkeit die Äste horizontal nach allen Seiten auseinander; dieselben werden nach oben immer kürzer, daher die pyramidenförmige Gestalt der Fichte. Stamm und Äste haben eine rötliche Farbe, weshalb die Fichte auch Rottanne genannt wird zum Unterschied von der Weiss- oder Edeltanne. Doch gibt es auch Fichten mit hellgrauem Stamme. Die Rinde ist bei älteren Bäumen leicht gefurcht.

An den Ästen hängen die kurzen Zweige, welche rings dicht mit Nadeln besetzt sind. Äste und Zweige hängen meist nach abwärts, was der Fichte erst recht ein

ernstes, fast trauriges Ansehen gibt. Die Nadeln sind $1 - 1\frac{1}{2}$ cm lang, vierkantig und, wenigstens bei älteren Bäumen, dunkelgrün, während die der Tanne flach und blaugrün sind, und haben eine stechende Spitze. Jedes Frühjahr setzen an den Spitzen der Zweige frische Nadeln an, welche ungemein zart und weich sind und noch eine helle Farbe haben; erst im Laufe des Jahres werden sie dunkler. Die alten Nadeln werden dürr und trocken und fallen ab, aber erst, wenn die jungen schon nachgewachsen sind, weshalb die Fichte ihr grünes Kleid nie verliert. Die Blüte der Fichte ist ein unscheinbares Zäpfchen, das man Kätzchen nennt; aus demselben entwickelt sich eine ebenso unscheinbare Frucht, ein anfangs harter Zapfen, der aus einem stielartigen Kern besteht, um welchen sich in regelmässiger Folge die zuerst dicht und fest anliegenden halbkreisförmigen Blättchen reihen. Gegen Ende des Sommers werden diese Blättchen trocken und dürr und springen auf. Allmählich fallen dann die Zapfen ab, die meisten aber halten sich den ganzen Winter hindurch an den Ästen.

Die Früchte gewähren nur geringen Nutzen. Die unter den Blättchen sorgfältig geborgenen Samenkerne schält sich das Eichhörnchen ohne viele Mühe heraus und verzehrt sie; die abgefallenen trockenen Zapfen werden von armen Leuten gesammelt und als Brennmaterial benutzt. Eine um so grössere Rolle spielt das Holz; dasselbe ist allerdings rauh und grobfaserig, aber bei seiner Weichheit sehr leicht zu bearbeiten. Als Nutzholz findet es allenthalben die ausgiebigste Verwendung. Fast alle einfachen Hausgeräte sind aus Fichtenholz gefertigt. In Bretter geschnitten, dient es zum Belegen der Fussböden, zur Herstellung von Kisten und Schränken, Tischen und Bänken und unzähligen anderen Dingen. Auch als Brennholz ist es in unserem kalten Klima von grosser Bedeutung. Bei all dem kommt seine verhältnismässige Billigkeit sehr zu statten.

Ausser dem Holze liefert uns die Fichte noch einige Nebenprodukte, das Harz und die Rinde; ersteres verwertet der Pechsieder, des letzteren bedarf der Gerber zum Gerben des Leders.

Aber so viel Nutzen auch die einzelnen Teile dieses wertvollen Baumes gewähren, um wie viel wertvoller ist der

lebende Baum selbst, wie köstlich erst der Fichtenwald! Wie herrlich duften die in Gottes freier Natur, im grünen Wald frisch und üppig beisammenstehenden Fichten! Jeder fühlt seine Brust gehoben, sobald er den Wald betritt, jeder atmet in vollen Zügen die herrliche Luft ein, welche von dem harzreichen Baum ausströmt. Benützt man ja doch in neuerer Zeit die Nadeln dazu, um sog. Fichtennadelbäder zu bereiten, die für zahlreiche Krankheiten von der heilsamsten Wirkung sind.

Und erst der Weihnachtsbaum! Welche Freude herrscht unter den Kindern, wenn am Weihnachtsabend das langgeschlossene Zimmer sich endlich öffnet, und ihnen der in hellem Lichtglanz erstrahlende Christbaum entgegenleuchtet! Reich sind die Äste und Zweige mit Äpfeln und Nüssen, mit Backwerk aller Art behangen, reiche Geschenke liegen unter seinen Zweigen auf dem Tische. Da herrscht heller Jubel und laute Fröhlichkeit, es ist ein Tag der Freude und Liebe. Der Baum aber, welcher soviel beiträgt zum lieblichen Feste, ist die Fichte.

Die Fichte ist neben der Tanne der wichtigste unter unseren Nadelbäumen. Sie bildet in Mittel- und Süddeutschland meilenweit ausgedehnte Bestände, teils allein, teils mit anderen Waldbäumen gemischt; besonders im Gebirge bedeckt sie die Abhänge bis hoch hinauf und bildet einen ungemein wertvollen Besitz des Landes.

2. Die Birke.

(Einfache Darstellung.)

Schon von weitem leuchtet der weisse Stamm der Birke zwischen den andern Bäumen und dem Grün des Waldes hervor, leicht ist sie an demselben zu erkennen. Der ganze Stamm der Birke ist nämlich von unten bis oben mit einer dichten, zähen, blendend weissen Haut bedeckt, die dem Baume ein höchst freundliches Aussehen verleiht. Nur bei sehr alten Bäumen zerreisst dieselbe und verschwindet zwischen den tiefen Furchen der dicken Rinde.

Die Birke ist ein prächtiger Baum von zarten, gefälligen Formen. Hoch erhebt sich der schlanke Stamm, von welchem sich nach allen Seiten die ziemlich dünnen, schwachen Äste

ausbreiten, deren Spitzen nach abwärts hängen. Leicht und anmutig bewegen sich die kleinen, zarten Blätter im Winde; dieselben haben eine hellgrüne Farbe und eine fast viereckige Form; dabei sind aber die beiden hinteren Seiten nur etwa halb so lang als die beiden vorderen, welche in eine scharfe Spitze zulaufen. Die Ränder des Blattes sind gesägt. Die Blüte wird gebildet von sog. Kätzchen, langen, runden Träubchen, die aus kleinen, bräunlichen Blättchen zusammengesetzt sind. Dieselben enthalten in Fruchtknoten die niedlichen Samenkörner.

Die Birke kommt fast auf jedem Boden fort, denn sie ist äusserst genügsam und nimmt mit der geringsten Nahrung vorlieb. Daher finden wir sie selbst auf alten Mauerresten und in kalten Gegenden, noch hoch im Norden, wo andere Bäume schon nicht mehr vorkommen. Sie ist im ganzen mittleren und nördlichen Europa und Asien verbreitet. Der Stamm wächst bis zu einer bedeutenden Höhe, doch wird er nur selten sehr dick. Die Birke kann ein ziemlich hohes Alter erreichen; viele Bäumchen aber werden schon jung abgeschnitten, um im Frühjahr am Fronleichnamsfeste oder zu Pfingsten die Häuser zu schmücken.

Der Nutzen der Birke ist nicht unbedeutend; denn sie liefert ein festes, zähes Holz, das sich sowohl zur Herstellung verschiedener Geräte, wie Räder, Deichseln, Werkzeuge u. dgl. vortrefflich eignet als auch ein vorzügliches Brennmaterial liefert. Aus der Rinde werden Dosen und ähnliche Gegenstände gefertigt, auch wird sie wegen ihrer Unverweslichkeit gern zur Herstellung von Gefässen, Dächern usw. benützt; der Gerber braucht sie zur Bereitung des Leders. Die dünnen, biegsamen Birkenreiser dienen zu Besen, Ruten u. ä.; selbst der Russ und die Asche des verbrannten Holzes finden Verwendung. Mit dem Laube werden Schafe gefüttert.

Wegen dieses vielfältigen Nutzens, den uns die Birke gewährt, wird sie gerne gepflanzt; auch verbreitet sie sich wegen der Leichtigkeit des Samens, der vom Winde überallhin getragen wird, leicht von selbst; sie bildet mitunter ganze Waldbestände, im allgemeinen aber liebt sie fremde Gesellschaft und findet sich daher meist mit anderen Waldbäumen vermischt.

3. Die Rose.

Die Rose ist die Königin der Blumen. Diese Auszeichnung verdient sie aus zwei Gründen, wegen ihrer Farbenpracht und wegen ihres herrlichen Duftes. Wenige Blumen kommen ihr an Schönheit nahe, keine gleich. Ihr Blütenkelch besteht nicht aus einer einzigen Reihe von Blütenblättchen, wie bei den meisten andern Blumen, sondern eine Reihe schliesst sich an die andere, so dass der ganze Kelch vollständig von den zarten Blättchen gefüllt ist; daher ist ihr Anblick ebenso prächtig als ihr Geruch kräftig.

Die zarten Wurzeln bedürfen eines weichen, frischen, nicht zu trockenen Bodens. Man zieht sie entweder in Blumentöpfen im Zimmer oder als selbständige Bäumchen im Garten. Hochstämmige können selbst bei uns eine Höhe von 2 bis 3 m erreichen. Auch liebt man es bisweilen, sie an Spalieren oder Latten wie Weinreben an Wänden sich hinranken zu lassen, so dass in der Blütezeit die ganze Wand des Hauses von Rosen übersät ist.

Einzelne stehende Stämme werden unten von Ästen und Zweigen freigehalten, so dass erst oben die Krone sich in voller Pracht entfaltet. Die Zweige tragen eine Fülle von länglichrunden, vorn zugespitzten, schwach gesägten Blättern, aus deren saftigem Grün im Juni und Juli die glühenden Rosen hervorleuchten, was einen entzückenden Anblick gewährt. An den grünen Stengeln der jüngeren Zweige befinden sich zahlreiche spitzige Stacheln, mit welchen sich die Rose gleichsam gegen unberufene Angreifer verteidigt.

Man unterscheidet zahlreiche Arten, von welchen unsere Gartenrose, die Pfingstrose und die Edelrose die bekanntesten und die wichtigsten sind. Zu den ersteren gehören die Monatsrose und die Moosrose, zu den letzteren die herrliche Theerose. Auch die ganz eigentümliche, niedrige Sträucher bildende, liebliche Alpenrose, die nur im Hochgebirge sich findet, dürfen wir hier erwähnen. Diese Arten zerfallen wieder in zahlreiche Unterarten und eine durch die Kunst unserer Gärtner erzeugte fast unzählbare Menge von Spielarten. All diese verschiedenen Arten sind natürlich an Gestalt, Farbe, ja auch an Geruch sehr verschieden. So zeichnet sich die Pfingstrose durch ihre dunkelrote, satte Farbe, die Theerose durch

ihren kräftigen und ungemein süssen Geruch aus. Die gewöhnliche Farbe der Gartenrose ist rot, aber in den verschiedensten Schattierungen; ausserdem gibt es auch weisse und gelbe.

Die Rose stammt, wie alle zarteren und wertvolleren Blumen und Pflanzengattungen aus Vorderasien und galt schon im höchsten Altertum als die Krone der Blumen. Wird ja schon bei Homer die Göttin der Morgenröthe stets als die rosenfingrige bezeichnet, weil der Dichter für dieselbe keinen schöneren und besseren Vergleich hat als den mit der Rose. Von Griechenland und Italien verbreitete sie sich über Frankreich, dann über Deutschland und das übrige Europa. Sie wird bei uns mit grosser Liebe und Sorgfalt gepflegt. Gewährt sie auch so wenig, wie die anderen Blumen, einen unmittelbaren Nutzen in gewöhnlichem Sinn, so ist der ideale Nutzen umso höher zu schätzen; ihre herrliche Farbe, ihr süsser, lieblicher Geruch erfreut das Herz von jung und alt, arm und reich in gleicher Weise. Die Rose bildet den ersten und liebsten Schmuck für Mädchen und Frauen. Als einzelne schwellende Knospe, wie als Strauss ist sie stets ein Zeichen der Freundschaft und Liebe, ein hochwillkommenes Geschenk.

Indessen selbst aus den Blumen, die der liebe Gott nur zur Freude der Menschen geschaffen zu haben scheint, weiss der Mensch materiellen Gewinn zu ziehen. Aus den Rosenblättern wird das duftende Rosenwasser und Rosenöl gewonnen, welche in Apotheken und zu Parfümerien ausgedehnte Verwertung und Verwendung finden. Zu diesem Zwecke werden in manchen Ländern ganze Landstriche mit Rosen bepflanzt, und jene Produkte bilden einen förmlichen Industrie- und Handelsartikel, welcher reichlichen Gewinn einbringt. Besonders an den südlichen Abhängen des Balkangebirgs steht die Rosenzucht in hoher Blüte; auch in Frankreich und Belgien, sowie in einigen Gegenden Deutschlands ist dieselbe sehr entwickelt. Die verweichlichten vornehmen Römer der Kaiserzeit liessen sich sogar aus Massen duftender Rosenblätter weiche, schwellende und fast betäubende Lager bereiten.

Disposition.

1. Gestalt (äussere Erscheinung) u. Bedeutung im allgemeinen.
2. Beschaffenheit a. der Wurzeln,
b. des Stammes (Rinde, Holz),
c. der Äste und Zweige,
d. des Laubes oder der Nadeln (Form, Farbe),
e. der Blüte und der Frucht.
3. Gattung und Arten, Verbreitung, unter Umständen geschichtliche Notizen.
4. Pflege, Art der Anlage u. dgl.
5. Nutzen a. der Pflanze im ganzen,
b. der einzelnen Teile.

Beschreibe darnach folgende Pflanzen: ¹⁾

1. Die Eiche (Buschmann I. 157; Krieger 208; Erhard bei Hopf I. 159 und bei Dorenwell II. 160; Rudolph III. 308; vgl. Sommer 88 und Masius bei Bauer 394).
 2. Die Buche (Masius bei Bauer 396; bei Linnig II. 356 und Dorenwell II. 162).
 3. Die Tanne.
 4. Die Linde (Rudolph III. 312; Russ bei Zettel II. 42).
 5. Die Pappel.
 6. Der Apfelbaum.
 7. Der Nussbaum (Krieger 205).
 8. Der Kirschbaum.
 9. Der Pflaumenbaum.
 10. Die Obstbäume (Masius bei Zettel I. 286 und bei Krieger 204).
 11. Die Kastanie (Krieger 207).
 12. Die Akazie.
 13. Der Ahorn.
 14. Die Esche.
 15. Die Weide.
 16. Die Lärche.
-
17. Das Getreide (vgl. Rudolph I. 163; Krieger 198; Vogel bei Zettel II. 199).
 18. Die Gerste.

¹⁾ Entwürfe bei Böhm, Deutsche Aufsätze, 2. Teil.

19. Die Bohne.
 20. Die Sonnenblume (Tschache 140; dass. Linnig I. 364 und und Dorenwell II. 93).
 21. Die Kornblume (Tschache 139).
 22. Die Lilie.
 23. Das Maiglöckchen.
 24. Die Schlüsselblume (Tschache 139; Krieger 193).
 25. Die Tulpe.
 26. Das Veilchen (H. Wagner bei Marschall I. 189; Krieger 192).
 27. Das Vergissmeinnicht.
 28. Das Schneeglöckchen (Tschache 138; Krieger 191).
-
29. Das Gras (Ehrenberg bei Marschall I. 191).
 30. Die Gräser (Möbus bei Dorenwell II. 197).
 31. Der Flachs (vgl. H. Wagner bei Marschall I. 192 und bei Hentschel und J. 115; vgl. Schouw bei Hopf II. 120).
 32. Die Erdbeere (Tschache 141; Krieger 198).
 33. Die Kartoffel (Rudolph I. 164).
-

Anhang I: Vergleichen von Pflanzen.

Tulpe und Reseda (d. h. Gartentulpe und Gartenreseda).

Stellt man Tulpe und Reseda neben einander, so wird jeder Unerfahrene sofort nach der Tulpe greifen und dieser den Vorzug geben. Übertreibt sie ja auch an Farbenpracht in der That die bescheidene Reseda ausserordentlich. Stolz erhebt sie ihren Kelch, der in den üppigsten Farben erglüht, in flammendem Rot und Gelb, mitunter auch Weiss. Wie einfach erscheint dagegen die Reseda! Weder an Grösse noch durch ihre Farbe ragt sie über ihre Umgebung hervor; ihre schwachgelbe Blüte hebt sich kaum von den eigenen blassgrünen Blättern ab. Und doch steht die Reseda hoch über der Tulpe. Denn eine Haupteigenschaft, ein Vorzug ist der schönen Tulpe völlig versagt, der Geruch. Die Rose würde trotz ihrer Schönheit nicht als die Königin der Blumen gelten, wenn sie nicht neben ihrer Farbenpracht auch noch so herrlichen Duft besässe. Die Reseda aber gehört zu den wohlriechendsten aller Blumen, und der Mangel an Schönheit wird dadurch reichlich ersetzt.

Der Bau der beiden Pflanzen ist sehr verschieden. Die Tulpe ist ein Zwiebelgewächs, d. h. sie entwickelt sich aus einem zwiebelartigen Knollen, den man in die Erde steckt. Aus der Zwiebel erhebt sich stets nur ein einzelner Stengel oder Schaft, der einen einzigen Kelch trägt. Sie wird in Töpfen wie in Gärten gezogen. Am weitesten wurde die Liebhaberei für Tulpen in Holland getrieben, und dort wurde auch ihre Kultur am höchsten ausgebildet.

Die Reseda gehört zu den Kräutern oder Halbsträuchern, sie wuchert stets in üppiger Fülle, Stengel an Stengel. Deshalb bedient man sich ihrer auch gern zur Einfassung von Gartenbeeten, denen sie durch ihr saftiges Grün einen hübschen Abschluss gibt. Mit ihrem kräftigen, lieblichen Geruch erfüllt sie zur Blütezeit den ganzen Garten. Ihre Blüte bildet nicht einen Kelch, sondern ist traubenförmig. Die Blätter beider Pflanzen sind länglich und spitz, doch sind die der Tulpe breiter, wie sie überhaupt ein derberes, kräftigeres Gewächs ist. Beide werden nur als Zierpflanzen gezogen.

Vergleiche:

1. Fichte und Tanne (vgl. Rossmässler bei Bauer 398; Krieger 212).
2. Tanne und Eiche (Winter bei Linnig I. 366).
5. Eiche und Buche.
4. Weide und Erle (Masius bei Marschall I. 195).
5. Apfel- und Birnbaum (vgl. Sommer 24).
6. Hanf und Flachs (Curtmannn bei Zettel I. 162 und bei Krieger 211).
7. Rose und Lilie.
8. Sonnenblume und Veilchen.

Anhang II: Briefe.

Der Weinstock.

(Ein Brief.)

Mein lieber Freund!

Wie Du weißt, hat mein Vater heuer im Frühjahr ausserhalb der Stadteinganges Haus gemietet, über welches ich Dir schon

Verschiedenes geschrieben habe. Eins aber habe ich Dir bis jetzt noch nicht mitgeteilt, nämlich dass sich an der Südseite des Hauses ein Weinstock emporrankt, der eben erst jetzt im Herbst seine volle Bedeutung erlangt. Derselbe ist von so ungewöhnlichem Umfang, dass es auch Dich interessieren wird, etwas darüber zu vernehmen. — Gerade in der Mitte der genannten Seite ist der Stock gepflanzt. Der Stamm hat hier einen Durchmesser von wenigstens 6 cm. Etwa drei Fuss über dem Boden teilt er sich in zwei grössere, dann in eine Menge kleinerer Äste und Zweige, welche an Spalieren die Wand hinauf gezogen sind, so dass sie die ganze Fläche derselben in einer Breite von mindestens 20 Fuss und einer Höhe von etwa 15 Fuss fast völlig bedecken. Nur die Fensteröffnungen sind von Reben und Laub freigehalten; dieselben erscheinen aber von dem grossen fünfteiligen Laube prächtig umrahmt.

Jetzt zeigt sich, dass der Stock auch ausserordentlich fruchtbar ist; von unten bis oben ist derselbe mit den herrlichsten Trauben behangen, welche allerdings meist hinter dem grossen Laube verborgen sind. Die Spatzen freilich haben sie doch gleich entdeckt oder wissen von früher her, dass sie hier etwas Köstliches zu finden haben; daher hat mein Vater ein grosses Netz machen lassen, mit welchem der ganze Weinstock von oben bis unten überspannt wurde, damit uns die frechen Spatzen nicht alles wegnehmen.

Ich habe schon die eine oder andere der reifsten Trauben verkosten dürfen; sie schmecken ausserordentlich süss. Ich freue mich daher schon jetzt sehr auf die Zeit, wo sie alle völlig reif sein werden und abgenommen werden können. Du würdest mir eine grosse Freude bereiten, wenn Du bis dahin zu mir kommen könntest, um Dich mit mir an den süssen Früchten zu ergötzen. Mein Vater hat mir die Erlaubnis erteilt, Dich einzuladen. Komme also bestimmt zu

Deinem

Freunde Ludwig.

Stuttgart, den 10. Oktober 1889.

e. Geographische Beschreibungen.

In der Beschreibung geographischer Gegenstände erblicke ich eine treffliche Übung, der sich die Schüler nach meiner Erfahrung auch sehr gern unterziehen, obwohl sie die Objekte nur zum geringsten Teil aus eigener Anschauung kennen und meistens den Stoff aus ihrem Lehrbuch und dem Atlas entnehmen müssen. In letzterem Falle werden freilich die Arbeiten immer recht dürftig bleiben, wenn nicht der Lehrer durch Erzählung oder auch durch Vorlesen die Kenntnisse der Schüler zu erweitern und ihr Interesse an der Sache zu wecken und zu steigern sucht. Ist dies aber der Fall, so ist es eine ganz gute Übung für den Schüler, das, was er auf verschiedenem Wege sich angeeignet, in zusammenfassender und zusammenhängender Darstellung wiederzugeben. Es verhält sich damit wie mit der Geschichte, die für den deutschen Aufsatz zu verwerten längst üblich ist, während es nur selten jemand beifällt, es mit der Geographie gerade so zu machen. Erschwert wird dies allerdings, wenn der deutsche und der Geographie-Unterricht nicht in einer Hand liegen.

1. Die Isar bei München.

Bis unterhalb Grosshesselohe, einer Eisenbahnstation, bei der die alte Bahn nach Salzburg die Isar in schwindelnder Höhe überschreitet, ist dieser Fluss auf beiden Seiten von hohen, steilen Ufern begleitet, die, meist mit schönem Buchen- oder Fichtenwald bestanden, der ganzen Gegend einen eigenen Reiz verleihen. Es kommt durch das tiefeingerissene, stellenweise schluchtartige Flussbett eine höchst malerische Abwechslung in die sonst etwas einförmige Hochebene, eine Abwechslung, wie nur wenige grosse Städte in so unmittelbarer Nähe sie aufzuweisen haben.

Bei Maria Einsiedeln treten die Höhen auf beiden Seiten allmählich zurück und schliessen ein weites, flaches Thal ein. Auf der linken Seite verliert sich die Höhe nach und nach ganz, während die rechte sich in ziemlich gleicher Erhebung fortsetzt und bald wieder nahe an den Fluss herantritt. Der ganze Thalgrund besteht aus angeschwemmtem Boden; führt

ja doch die Isar, wie die meisten Alpenflüsse, eine ungeheuere Masse von Geröll, Kies und Sand mit sich, die sich allenthalben ablagern, wo ein geringeres Gefäll und die Beschaffenheit der Ufer es gestatten. Auf diesem Anschwemmungsgebiet, das sich allmählich mit fruchtbarem Erdreich bedeckte, entwickelte sich im Lauf der Zeit eine mitunter fast üppig zu nennende Vegetation, und des Menschen kunstreiche Hand hat es verstanden, aus dem wilden Weidegestrüpp nach und nach die herrlichsten Baum- und Parkanlagen zu schaffen, die, von verschiedenen Bächen und Kanälen durchschnitten, mit zahlreichen schönen Fusswegen versehen, den Bewohnern der Stadt eine prächtige Gelegenheit zu ausgedehnten Spaziergängen bieten.

In der Nähe von Thalkirchen, etwa 10 Minuten nördlich von dem obengenannten Maria Einsiedeln, zweigt sich links vom Hauptfluss ein grosser Kanal ab, der, für die Flossfahrt bestimmt, dem Fluss einen grossen Teil des Jahres hindurch die Hauptwassermasse entzieht. Derselbe verzweigt sich alsbald in eine Reihe von kleineren Armen, die sich, einer nach dem andern, wieder mit dem Hauptstrom vereinigen. Das Hauptflussbett, über welches nach Abzweigung jenes Kanals bei den sogenannten Überfällen ein langer Holzsteg führt, macht, sich rechts haltend, einen Bogen nach Osten, wird (ebenso wie der Kanal) von der neuen grossen Eisenbahnbrücke überschritten und teilt sich dann unterhalb der Reichenbachbrücke bei dem sogenannten Muffatwehr in zwei Arme, die sich unterhalb der Maximiliansbrücke wieder vereinigen. Dadurch entstehen zwei lange schmale Inseln, die sich unmittelbar an die Stadt anschliessen und teils mit grösseren Gebäuden teils mit Anlagen, einer Baumschule u. dgl. bedeckt sind. Unterhalb der letztgenannten Brücke bildet der Fluss wieder ein geschlossenes Bett, das, von starken gemauerten Dämmen beherrscht, sich in leiser Biegung nordwärts zieht, um dann mehrere Stunden lang schnurgerade nach Nordnordost zu verlaufen.

Die Erweiterung des Thals, seine ziemlich geschützte Lage gestatteten nicht nur menschliche Ansiedelung, sondern forderten geradezu dazu heraus. So finden wir denn auf dieser Strecke nicht bloss eine Reihe uralter Dörfer, sondern auch

die Hauptstadt Bayerns selbst hingelagert. Rechts liegt das Dorf Harlaching mit seinem weithinschauenden Kirchlein, dann die Vorstadt Giesing, theils auf der Höhe, wo jetzt die neue Kirche stolz die ganze Gegend überragt, theils unten zwischen der Höhe und dem Fluss; links das liebe Thalkirchen, auf der Höhe aber das langgestreckte Sendling, das eigentlich in drei Dörfer zerfällt. An das letzte von diesen schliessen sich unmittelbar die ersten Häuser der Stadt an.

Bei Giesing nähert sich der Fluss wieder der rechten steilen Anhöhe, die aber an mehreren Stellen mehr oder weniger tief eingesenkt ist, so dass ein bequemer Anstieg auf die Ebene östlich möglich wird; die eine Einsenkung südlich von dem Gasteig genannten Theil der Höhe, die andere nördlich davon; bei ersterer stellt die Ludwigsbrücke, bei letzterer die prächtige Maximiliansbrücke die Verbindung der inneren Stadt mit den Vorstädten rechts des Flusses her. Am östlichen Ende der letzteren Brücke erhebt sich, weithin Stadt und Gegend überschauend, der stolze Prachtbau des Maximilianeums, welches der langen und breiten Maximiliansstrasse einen grossartigen Abschluss gewährt. Daran reihen sich wiederum herrliche Anlagen, unten, an und auf der Höhe, bis zum Dorfe Bogenhausen, wo sich einerseits, d. h. auf dem linken Ufer, der englische Garten, andererseits auf dem rechten Ufer die noch grösstenteils im Naturzustande befindlichen Auen anschliessen. Letztere erstrecken sich bis zu dem alten Dorfe Föhring, wo bis zu den Zeiten Heinrichs des Löwen die alte Strasse von Salzburg nach Augsburg den Fluss kreuzte.

Wie an Föhring, so knüpfen sich auch an die meisten anderen Dörfer, welche sich teilweise bis zur Zeit Karls des Grossen zurückverfolgen lassen, zahlreiche historische Erinnerungen; es sei nur die berühmte Bauernschlacht bei Sendling erwähnt.

Fasst man alles zusammen, so wird man zugeben müssen, dass diese Strecke an der Isar, dass die Umgebung von München nicht nur nicht, wie man häufig sagt, öde und unschön sei, sondern vielmehr zu den interessantesten und merkwürdigsten gehört, die sich in Bayern finden.

2. Die Oder.

Die Oder gehört zu den grossen Flüssen, welche, die norddeutsche Tiefebene in nordwestlicher Richtung durchfliessend, vermöge ihres langen Laufes und der Menge ihrer Nebenflüsse sowohl für die Fruchtbarkeit des Landes als für die Entwicklung von Industrie und Handel von der grössten Bedeutung sind.

Sie gehört fast ausschliesslich dem Staate Preussen an; nur die Quelle und der oberste Lauf liegen ausserhalb desselben. Die Oder entspringt auf dem Odergebirg, einem Teil des mährischen Gesenke, das den östlichsten Ausläufer der Sudeten bildet. Sie macht erst einen Bogen nach Norden und Osten, um dann die Richtung nach Nordosten einzuschlagen. Eine kurze Strecke bildet sie die Grenze zwischen Österreichisch- und Preussisch-Schlesien. Bei Oderberg betritt sie ganz das preussische Gebiet, um es nicht mehr zu verlassen; sie durchfliesst nacheinander die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern. Bei Ratibor wird sie schiffbar. Von da an geht die Richtung allmählich in eine nordwestliche über, die sie, von einzelnen Krümmungen abgesehen, bis zur Mündung der Obra bei Züllichau beibehält. Eine Strecke weit fliesst sie dann nach Westen, bis zur Einmündung der Lausitzer Neisse, von wo sie bis zu ihrer Mündung ins Pommersche Haff eine im ganzen nördliche Richtung innehält.

Kurz nach dem Eintritt in Pommern teilt sie sich in zwei Arme, wovon der linke den alten Namen des Flusses beibehält, der rechte aber Reglitz genannt wird. Dieselben fliessen ziemlich parallel, bis sie sich beide, erst der rechte, dann der linke, in den Damm'schen See ergiessen. Derselbe verengert sich noch einmal (bei der Mündung der Oder), um alsdann zu dem Pommerschen Haff sich zu erweitern. Dieses ist durch die beiden langgestreckten Inseln Usedom und Wollin vom Meere getrennt, steht aber durch die drei Mündungsarme Peene, Swine und Dievenow mit demselben in Verbindung.

Die Oder nimmt während ihres langen Laufes eine grosse Anzahl von Nebenflüssen auf und zwar vorzugsweise links, wo das in ziemlich gleicher Richtung ziehende Gebirge der

Sudeten [ihm seine Gewässer zusendet. Der erste grössere Zufluss auf dieser Seite ist die Oppa, welche nach Südosten fliessend, ziemlich lange die Grenze zwischen dem österreichischen und preussischen Schlesien bildet; dann die Glatzer Neisse, welche im Glatzer Bergland entspringend an den Festungen Glatz und Neisse vorüberfliesst und unterhalb Schurgast in die Oder fällt. Bei Breslau mündet die Ohlau. Hierauf folgen einige kleinere, wie Weistritz und Katzbach, welche letztere durch den Sieg Blüchers über die Franzosen im Jahre 1813 weltberühmt geworden ist; endlich die Bober mit der Queiss, beide vom Riesengebirge kommend, und die Lausitzer oder Görlitzer Neisse. Die letzteren gehören in ihrem unteren Laufe bereits der Provinz Brandenburg an. Auf der rechten Seite empfängt die Oder ausser einer Reihe kleinerer Zuflüsse, von denen Malapane und Bartsch die bedeutendsten sind, auch den grössten Nebenfluss, den sie überhaupt aufnimmt, die Warthe, welche von Osten aus Polen kommend der Oder an Länge des Laufes und an Wassermasse nur wenig nachsteht. Dieselbe wird selbst durch einen ziemlich bedeutenden Zufluss, die Netze, verstärkt. An den drei Flüssen, Netze, Warthe und Oder, dehnen sich langgestreckte Moore aus, Bruch genannt, von welchen indes das an der Oder, das Oderbruch, von Küstrin nordwestwärts gelegen, durch Trockenlegung in fruchtbares Ackerland verwandelt wurde.

Durch mehrere Kanäle ist ausserdem die Oder mit anderen Flusssystemen unmittelbar verbunden, so durch den Friedrich Wilhelmskanal oberhalb Frankfurt mit der Spree, durch den Finowkanal mit der Havel, also indirekt mit der Elbe; ein anderer Kanal stellt die Verbindung der Netze mit der Weichsel her.

Die Ufer der Oder sind theils flache, waldbedeckte Hügel, theils sumpfige Niederungen, zum grossen Teil aber auch fruchtbares Land. Wir finden an ihr eine grosse Zahl von grösseren und kleineren Städten; in Österreich Odrau und Oderberg, in Schlesien Ratibor, Kosel, Oppeln, Brieg, Ohlau, dann Breslau, die Hauptstadt der Provinz, Glogau und Beuthen, in Brandenburg vor allem Frankfurt und Küstrin, endlich in Pommern die Hauptstadt der Provinz, Stettin. Nahe der

Swine, der mittleren und wichtigsten Ausfahrt aus dem Haff, liegt die Festung Swinemünde.

Die Schifffahrt wird, obwohl sie durch das ziemlich starke Gefäll und den wechselnden Wasserstand erschwert ist, sehr eifrig betrieben; denn die Oder ist für die drei genannten Provinzen die wichtigste Wasserader, der bedeutendste und natürlichste Handelsweg; Stettin aber ist, da die Seeschiffe bis hieher fahren können, bei seiner günstigen Lage zwischen Berlin und dem Meere sogar zu einem Stapelplatz für den Welthandel geworden.

3. Der Chiemsee.

Wie die meisten der bayerischen Seen ist auch der Chiemsee hingelagert am Nordsaum der Alpen, und zwar liegt er unmittelbar nördlich vor den Salzburger Alpen, die sich vom Inn bis zur Salzach hin erstrecken, im Südosten Bayerns. Er ist der grösste unter den bayerischen Seen; denn er ist fast 5 Stunden lang und 3 Stunden breit und hat einen Flächeninhalt von $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Daher wird er auch bisweilen das bayerische Meer genannt.

Ausser verschiedenen Bächen, die ihm vom Gebirge her zuströmen, nimmt er auch zwei grössere Zuflüsse auf, die Prien, welche in der Nähe des gleichnamigen Dorfes an der Westseite des Sees mündet, und die Achen, welche von Tirol kommend sich in den südöstlichsten Winkel des Sees bei Grabenstätt ergiesst. Letzterem gerade gegenüber in der nördlichen Ecke hat der See seinen Abfluss, die Alz, welche bei Seebruck den See verlässt, um mit der von Traunstein kommenden Traun vereinigt dem Inn zuzuströmen.

Der See enthält drei Inseln, zwei grössere und eine kleinere. Die grösste ist die Herreninsel nahe dem Westufer. Hier befand sich früher ein berühmtes Herren- oder Mönchkloster, das 1803 aufgehoben wurde. Das Klostergebäude wurde in eine Brauerei verwandelt. In der Nähe derselben erhebt sich jetzt das grossartige Lustschloss König Ludwigs II. von Bayern. Dasselbe ist umgeben von einem grossen, prächtigen Wald. Östlich von der Herreninsel liegt die bedeutend kleinere Fraueninsel oder Frauenwörth, benannt nach einem ebenfalls uralten Kloster und zwar für Frauen; dasselbe be-

steht heute noch. Neben dem Kloster liegt ein äusserst liebliches und freundliches Dörflein, dessen kleine Häuser hinter schattigen Bäumen versteckt sind. Zwischen diesen beiden Inseln liegt die kleine, aber fruchtbare Krautinsel, welche den Bewohnern der beiden anderen das Gemüse liefert.

Die Ufer des Sees sind durchgängig flach und einförmig, das Südufer sogar weithin sumpfig; um so grossartiger ist vom Nordufer oder von den Inseln aus der Blick auf das Gebirge, welches den See im Süden unmittelbar zu umschliessen scheint. Es sind die prächtigen Vorberge der Salzburger Alpen, vor allem die zackige Kampenwand, der Hochgern und der Hochfellen, die dem See einen ausserordentlichen landschaftlichen Reiz verleihen.

Wenn auch die Ufer nicht gerade stark bevölkert sind, finden wir doch immerhin eine Anzahl von Dörfern an denselben; so im Norden Seebruck, im Osten Ising, Chieming und Grabenstätt, im Süden, wegen des Sumpfes allerdings etwas entfernt, Übersee und Bernau, im Westen endlich Prien, eine Eisenbahnstation der Linie München-Salzburg, welche den See im Süden in grossem Bogen umzieht; hier pflegen die Reisenden, welche den See besuchen wollen, den Zug zu verlassen; nordöstlich von Prien liegen noch Breitbrunn und Gstad.

Der See hat eine beträchtliche Tiefe, doch ist dieselbe bei weitem nicht so bedeutend, als man früher angenommen hat. Da er den Winden auf allen Seiten ausgesetzt ist, kann er bei stürmischem Wetter auch höchst gefährlich werden, und es vergeht kein Jahr, wo er nicht seine Opfer fordert. Seit vielen Jahren wird er auch mit einem Dampfschiff befahren.

Infolge seines Fischreichtums spielt die Fischerei seit alter Zeit eine grosse Rolle, und ein grosser Teil der Uferbewohner findet damit seinen Lebensunterhalt.

Die sumpfigen Ufer im Süden, sowie die Nähe zahlreicher kleiner Seen im Nordwesten lassen darauf schliessen, dass der See einst eine viel grössere Ausdehnung hatte als jetzt.

4. Die Zugspitze.

Die Zugspitze ist die höchste Erhebung des mächtigen Wettersteingebirgs, welches den Hauptteil der bayerischen

Alpen bildet und, an der Grenze von Bayern und Tirol sich hinziehend, in zwei parallelen Ketten sich von Osten nach Westen erstreckt. Dasselbe ist im Westen und Norden von der Loisach, im Osten von der Isar, im Süden von der Leutascher Ach begrenzt. Der westliche Teil dieser Gruppe bildet einen nach Osten offenen Halbkreis, dessen äussere Wände nach Norden, Westen und Süden äusserst schroff abstürzen; die inneren Wände umschliessen den nach Osten gesenkten Plattachferner; auch die beiden Parallelketten nehmen nach Osten hin an Höhe bedeutend ab. Im Nordwesten, da wo sich vom Hauptkamm, der nach Osten zieht, ein kleinerer Seitenkamm nach Nordost abzweigt, liegt die Zugspitze. An dieser ihrer Lage wie an ihrer Form ist die Zugspitze, als das westliche Ende einer langen, gewaltigen Kette, welche plötzlich steil abfällt, auf viele Meilen Entfernung leicht und sicher zu erkennen.

Übrigens hebt sie sich auch durch ihre Höhe von ihrer Umgebung deutlich ab. Denn sie ist mit ihren 2960 Metern der höchste Berg in den bayerischen Alpen und damit der höchste Berg Bayerns und Deutschlands überhaupt.

Die Ersteigung der Zugspitze ist, wenn auch langwierig und anstrengend, doch verhältnismässig leicht, wenigstens von Osten durch das Rainthal. Es ist dies das Thal der Partnach, welche zwischen den beiden Parallelketten entspringend im Bogen sich nach Osten und Norden wendet und an Partenkirchen vorüber bei Garmisch mit der Loisach vereinigt. Dieses Thal verfolgen die meisten Besucher der Zugspitze aufwärts, wobei die Ersteigung durch Herstellung von Wegen, Brücken, Unterkunftshütten noch wesentlich erleichtert wird. Dagegen sind die Wege durch das Höllenthal und vom Eibsee über das Schneekar im Norden äusserst beschwerlich und zum Teil gefährlich.

Die Aussicht vom Gipfel ist grossartig. Unmittelbar zu Füßen im Norden schroffabstürzende Wände, an welche sich, zwischen niedrige Hügel eingebettet, der dunkle, ernste Eibsee anschliesst; im Nordosten das wilde Höllenthal mit dem Höllenthalferner, im Süden der Plattachferner und das Platt, woran sich östlich das Rainthal schliesst. Weiterhin aber schweift der Blick im Süden auf die endlose Fülle von

Bergen, aus welchen sich besonders die hohen Tauern, die Stubaier und Ötztthaler Alpen, ja sogar die Ortlergruppe und ein grosser Teil der Schweizerberge abheben; westlich breiten sich die Algäuer Alpen bis zum Bodensee, östlich die übrigen bayerischen Alpen aus. Wenden wir aber den Blick wieder nordwärts über die nächste Umgebung hinaus, so haben wir vor uns die weite schwäbisch-bayerische Hochebene in unabsehbarer Ausdehnung, — es ist ein Anblick von ergreifender Wirkung, wie ihn nur wenige Gipfel unserer deutschen Alpen bieten.

Disposition.

Von einer allgemeinen Disposition kann natürlich bei so verschiedenartigen Gegenständen nicht die Rede sein. Soweit eine strengere Ordnung des Stoffes notwendig ist, ergibt sie sich im einzelnen Falle in der Regel von selbst. Doch sollen der Vollständigkeit halber die Hauptpunkte für die wichtigsten Gruppen, welche hier in Betracht kommen, kurz angedeutet werden.

a. für Flüsse:

1. Ursprung. 2. Lauf. 3. Mündung. 4. Nebenflüsse. 5. Beschaffenheit der Ufer. 6. Länder und Städte an denselben. 7. Schifffahrt; Bedeutung für Industrie und Handel.

b. für Seen:

1. Lage. 2. Grösse. 3. Zu- und Abflüsse. 4. Inseln. 5. Ufer (Beschaffenheit, Ortschaften). 6. Schifffahrt u. a.

c. für Länder:

1. Lage. 2. Grenzen. 3. Bodengestaltung. 4. Bewässerung. 5. Produkte (Mineralien, Landbau). 6. Bewohner. 7. Städte und andere merkwürdige Punkte.

d. für Gebirge:

1. Lage. 2. Grenzen. 3. Teile. 4. Höchste Punkte. 5. Bewässerung. 6. Beschaffenheit der Oberfläche (Wald, Fels). 7. Produkte. 8. Bewohner.

Bearbeite folgende Themen:

1. Die Vaterstadt.
2. Die Umgebung der Vaterstadt.

3. Der benachbarte See.
4. Der benachbarte Fluss.
5. Der Inn.
6. Die Isar.
7. Der Lech.
8. Der Main.
9. Der Rhein (der Oberrhein, der Niederrhein, vgl. Linnig II. 329).
10. Die Donau (die Donau in Bayern, in Ungarn).
11. Die Elbe (Berthelt bei Linnig I. 369; Dorenwell II. 168).
12. Die Weichsel.
13. Der Po.
14. Der Nil (vgl. Burmeister bei Bauer 312).
15. Der Ludwigsdonaumainkanal.
16. Der Bodensee (Pflüger bei Zettel I. 295; Berthelt bei Linnig I. 372).
17. Der Starnbergersee.
18. Der Genfersee.
19. Der Harz.
20. Der Schwarzwald.
21. Der Böhmerwald.
22. Das sächsische Erzgebirge.
23. Der Taunus.
24. Die Rhön (vgl. Walther bei Marschall I. 141 und 143; Riehl bei Bauer 374).
25. Die oberrheinische Tiefebene.
26. Die schwäbisch-bayerische Hochebene (Daniel bei Marschall I. 170).
27. Die Poebene.
28. Die Gotthardstrasse.
29. Die Insel Rügen.
30. Die Insel Sizilien.
31. Der Peloponnes.
32. Attika.
33. Ägypten (Zettel II. 207).
34. Die Ostsee.
35. Das adriatische Meer.
36. Das Mittelmeer.

Anhang: Briefe.

1. Das Fichtelgebirge.

(Ein Brief.)

Münchberg, den 1. September 1887.

Lieber Freund!

Nachdem Du mir in Deinem letzten Brief den Schwarzwald so schön geschildert hast, will ich nicht zurückbleiben und Dir eine kurze Beschreibung des Fichtelgebirgs zu geben suchen, wo heuer meine Eltern Sommeraufenthalt genommen haben.

Das Fichtelgebirge liegt bekanntlich im äussersten Nordosten Bayerns und wird ungefähr durch eine Linie begrenzt, die man von Rehau westwärts nach Münchberg, von da südlich nach Berneck und Bayreuth, dann ostwärts in einem Bogen über Neustadt am Kulm nach Wiesau zieht. Im Osten ist die Grenze weniger bestimmt, da die Ausläufer des Fichtelgebirgs in die des Böhmerwalds übergehen; man könnte etwa die Eisenbahnlinie von Wiesau nach Eger und von da wieder nach Rehau als Grenze bezeichnen.

So unbedeutend das Gebirge in Bezug auf die Höhe erscheint, — ragen doch seine beiden höchsten Gipfel nur wenig über 1000 Meter empor, — so wichtig ist es in mehreren anderen Beziehungen. Es ist ein Gebirgsstock ganz eigener Art. Denn er bildet gleichsam den Kern, von welchem drei andere Gebirgszüge strahlenförmig ausgehen; nach Nordwesten zieht der Frankenwald, der sich im Thüringerwald fortsetzt, nach Nordosten das sächsische Erzgebirge, nach Südosten der Böhmerwald. Auch im Südwesten ist das Fichtelgebirg nur durch eine geringe Einsenkung von dem fränkischen Jura getrennt. Ähnlich wie die Gebirgszüge sendet das Fichtelgebirge auch vier Flüsse nach allen vier Himmelsrichtungen aus: die Thüringer Saale nach Norden, die Eger nach Osten, die Nab nach Süden, den Main, d. h. wenigstens den Weissmain nach Westen, eine Erscheinung, wie sie sich nur selten finden dürfte.

Das Gebirge selbst zerfällt in mehrere Gruppen und Ketten. Die Hauptkette zieht in einem weiten Bogen von

Norden nach Südosten; der äusserste Punkt derselben im Norden ist der Rudolfstein bei Weissenstadt, der äusserste im Süden die Kösseine mit dem Burgstein gegen Redwitz hin. In dieser Kette liegt der höchste Berg des Fichtelgebirgs, der Schneeberg, welcher eine Höhe von 1063 Meter hat. Nördlich dieser Gruppe zieht sich, durch das Thal der Eger davon getrennt, eine andere Kette in nordöstlicher Richtung, deren höchster Punkt der Waldstein ist; daran schliesst sich östlich der Lamitz noch der grosse Kornberg. Das Thal des weissen Mains trennt die genannten Ketten von einer dritten Gruppe im Südwesten, welche ihren Höhepunkt im Ochsenkopf hat. Dazu kommen, besonders im Südosten, noch zahlreiche andere kleinere Gruppen und einzelne Erhebungen, wie der rauhe Kulm, der Steinwald u. a.

Diese verschiedenen Ketten schliessen ein wellenförmiges Hügelland ein, das von zahlreichen Bächen durchflossen ist.

Das ganze Fichtelgebirge besteht eigentlich nur aus einer Reihe von langgestreckten Hügelketten, welche sich nur hie und da zu wirklichen Bergen erheben. Es behält also durchweg den Charakter eines Mittelgebirgs von mässiger Höhe, wie wir es in Mitteleuropa vielfach finden. Es ist ausgezeichnet durch einen unübersehbaren, prächtigen Fichtenwald, welcher das ganze Gebirge bedeckt und ihm auch seinen Namen gegeben hat. Ausserdem besitzt es eine Eigentümlichkeit, die sich nicht leicht in einem andern Gebirg von gleicher Höhe wieder findet: merkwürdig zusammengewürfelte Felsgruppen, welche die sonderbarsten Formen und Gestalten, Höhlen, Felsenkeller u. dgl. bilden. Solches Felsengewirre findet sich sowohl am Ochsenkopf oberhalb der Weissmainquelle als besonders an dem Höhenzug nördlich der Kösseine, an der sogenannten Lux- oder Luisenburg, wo durch hübsche Fusswege, Leitern, Treppen usw. das ganze verworrene Felsgetrümmer zugänglich gemacht ist. Die Luisenburg bildet daher einen vielbesuchten Ausflugspunkt für die Badegäste von Alexanderbad, sowie für Wunsiedel und andere Orte der Umgebung.

Südlich vom Ochsenkopf liegt der sagenreiche, sumpfige Fichtelsee.

Das Klima ist sehr rauh und gestattet daher nur an den äusseren Rändern, an den Abhängen im Süden und Osten den Anbau von Getreide und anderen Feldfrüchten. Trotzdem ist die Bevölkerung verhältnismässig dicht; über das ganze Gebirge sind zahlreiche Dörfer zerstreut, wie das liebliche Bischofsgrün im Weissmainthal am Fuss des Ochsenkopfs, Warmen- und Untersteinach, Goldkronach und Goldmühl, wo man früher Gold gegraben, u. a.; dann aber auch mehrere Städtchen; so Berneck an der Mündung der Ölsnitz in den weissen Main, jetzt ein vielbesuchter, reizend gelegener Badeort mit prächtigen Anlagen und Waldspaziergängen; im Norden Münchberg; im Innern Weissenstadt und Wunsiedel, bei welcher letzterem das Alexanderbad mit einer eisenhaltigen Quelle, und noch zahlreiche andere Orte.

Das Gebirge liefert nicht nur eine Fülle des besten Holzes, sondern auch herrlichen Granit von verschiedenen Sorten, dessen Abbau und Transport eine Menge fleissiger Hände beschäftigt. In den Städten wird mancherlei Industrie betrieben; besonders ist im Norden die Weberei zu Hause, welche freilich meist nur kärglichen Gewinn abwirft.

Damit glaube ich Dir, lieber Freund, das Wichtigste mitgeteilt zu haben, was über dieses Gebirge zu sagen ist. Freilich bin ich noch nicht überall selbst hingekommen, und so musst Du mit dem vorlieb nehmen, was ich von den Einheimischen erfahren konnte. Doch hoffe ich bis zum Schluss der Ferien noch manchen Punkt besuchen zu können, über den ich Dir dann mündlich berichten werde.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Dein

getreuer Ernst.

2. Der Golf von Triest.

(Ein Brief.)

Triest, den 10. Juni 1889.

Bester Bruder!

Dem Auftrag unseres Vaters gemäss bin ich am 20. Mai von Wien abgereist und nach einer langen ununterbrochenen Fahrt glücklich hier angekommen. Ich will Dir nun kurz mitteilen, welchen Eindruck diese neue Welt, in die ich plötzlich versetzt ward, auf mich gemacht hat.

Die Eisenbahn macht, von der Höhe des rauhen, öden Karstgebirges kommend, einen grossen Umweg nach Norden, um allmählich an Tiefe zu gewinnen und an die Küste hinabzusteigen. Bei Nabresina, wo die Linie von Görz her einmündet, wendet sie sich nach Südosten und zieht eine ziemlichliche Strecke an der die Küste begleitenden Höhe entlang, bis sie endlich Triest erreicht. Oberhalb Nabresina erblickt man zum erstenmale das herrliche, tiefblaue Meer. Ich kann Dir nicht beschreiben, was für einen Eindruck dieser erste Anblick desselben auf mich gemacht hat; er war in der That überwältigend. Denn das Meer ist hier von einer wahrhaft entzückenden Schönheit, die jedes fühlende Herz aufs mächtigste ergreifen muss. Es war zudem ein herrlicher Frühlingsmorgen; weithin erglänzte die weite blinkende Fläche in den Strahlen der Sonne, belebt von den weissen Segeln zahlreicher Fischerboote. Im Süden tauchen die dunkeln Umriss der Küste von Istrien auf. So überschaut man mit einem Blicke fast den ganzen prächtigen Golf von Triest von der Mündung des Kanals, welcher in der Nähe der Stadt Grado aus den Strandseen westlich vom Isonzo ins Meer führt, bis zum Vorgebirge von Salvore, dem nordwestlichsten Punkte der Halbinsel Istrien. Der Golf hat im ganzen und grossen die Gestalt eines Vierecks; doch verläuft nur die Nordostküste gerade von Nordwest nach Südost. Im Norden greift das Meer nochmal tief in das Land ein und bildet den Golf von Duino; im Süden aber wird die Küste von Triest an westwärts sehr unregelmässig, denn tiefe Buchten wechseln mit weit vorspringenden Halbinseln und Landspitzen. Zunächst ist es die tief eindringende Bai von Muggia, dann der weite Busen von Capo d' Istria; zwischen beiden erstreckt sich ein nicht sehr hoher Bergrücken, der aber eine herrliche Übersicht gestattet, hinaus ins Meer. An der Ostseite desselben liegt das Städtchen Muggia mit grossen ausgedehnten Schiffswerften. Am Busen von Capo d' Istria liegt die Stadt gleichen Namens, dann Isola und weiter westlich Pirano. Hier macht die Küste nochmal eine tiefe Einbuchtung, den Busen von Pirano, um dann in scharfem Winkel vorspringend die Halbinsel zu bilden, deren äussersten Endpunkt das Cap Salvore bezeichnet.

So ist die Südküste des Golfes reicher an Abwechslung als die übrigen; die wichtigsten Punkte aber liegen an der Ostküste. Vor allen ist hier zu nennen das wundervolle Schloss Miramar, einst die köstliche Besitzung und der Lieblingsaufenthalt des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko, dann des Kronprinzen Rudolf von Österreich. Es ist eine wahre Perle. Mit einem grösseren Turm und vielen kleinen Türmchen und Zinnen versehen, erhebt sich das Schloss unmittelbar an der Küste, so dass man von der Landungstreppe sofort in den Garten und in das Gebäude gelangt. Letzteres gewährt also stets den ungehinderten Ausblick aufs Meer, woher auch der Name, der soviel bedeutet als „Blick aufs Meer“. Neben dem Schloss breitet sich ein sorgfältig gepflegter, öffentlich zugänglicher Park aus mit den herrlichsten Anlagen, gefüllt mit den kostbarsten inländischen und ausländischen Pflanzen; und von all den lauschigen Plätzchen und zierlichen Wegen öffnet sich der Blick auf das unendlich scheinende Meer. Ich wollte, Du hättest bei meinem Besuche dortselbst bei mir sein können, um all die Herrlichkeiten mit mir zu schauen und zu geniessen.

Der wichtigste Punkt am ganzen Golf ist natürlich die Stadt Triest im Südosten desselben, zwei Stunden südlich von Miramar. In einer Länge von nahezu $1\frac{1}{2}$ Stunden zieht sich die Stadt in einem flachen Bogen vom Bahnhof im Norden bis zum Leuchtturm im Südwesten (auf dem westlichen Ende des grossen Dammes, genannt Molo Sta. Teresa). Die Stadt zerfällt in die unregelmässig gebaute, winkelige Altstadt, welche sich rings um das Kastell die Höhen hinaufzieht, und die prächtige Neustadt westlich davon. Letztere enthält lauter schöne, rechtwinkelig sich schneidende Strassen mit hübschen Häusern. Geradezu grossartig aber ist die lange Reihe von herrlichen Palästen, welche sich am Kai hinziehen oder in dessen Nähe liegen; fast lauter Prachtbauten aus weissem, weithin schimmerndem Kalkstein, welche einen Begriff von dem gewaltigen Reichtum der Stadt geben. Ist ja Triest der Haupthandelsplatz für ganz Österreich am Meere, der den Welthandel nicht nur für Österreich, sondern auch für einen Teil Deutschlands vorzugsweise mit dem Orient vermittelt. Daher ist auch der Hafen der wichtigste und

interessanteste Teil der Stadt. Um das Verladen der Waren zu erleichtern, ist ein Kanal — canal grande — vom innersten Teil des Hafens mitten in die Stadt hinein gegraben; in der Mitte wird derselbe durch eine Brücke — ponte rosso — in zwei Teile geschieden. Ausserdem sind mehrere lange und starke Dämme ins Meer hinaus gebaut, an deren Seiten die Schiffe unmittelbar anlegen können, während bei anderen Hafenstädten, z. B. in Venedig, die grösseren Schiffe wegen der geringen Tiefe schon weit draussen vor der Stadt vor Anker gehen müssen. Von diesen Dämmen ist der Molo S. Carlo der wichtigste. Bei dem gewaltigen Aufschwung aber, den der Handel von Triest in den letzten Jahrzehnten genommen hat, genügen diese Landungsplätze nicht mehr, weshalb man weiter westlich, in der Nähe des Bahnhofes, noch weitere grosse Dämme bauen will. Das Leben und Treiben am Hafen, die rege Thätigkeit, das Kommen und Gehen der Schiffe, besonders aber die Menschen, Vertreter aller Nationen, zu beobachten, ist im höchsten Grade interessant. Und doch, wenn ich dem Treiben entrinnen kann, eile ich lieber zurück auf eine der Höhen, welche die Stadt im Osten umschliessen, z. B. nach dem aussichtsreichen Opschina, und weide mich an dem Anblick des ewig gleichen und dennoch immer aufs Neue fesselnden Meeres.

Was ich Dir, lieber Bruder, hier mitgeteilt, ist nur ein kleiner Bruchteil von all dem Schönen und Neuen, was ich hier bereits gesehen und kennen gelernt. Dir alle die Eindrücke zu schildern, die ich empfangen, ist jetzt nicht möglich, das muss ich mir auf meine Rückkehr nach Hause versparen. Bis dahin lebe wohl und sei herzlich gegrüsst von

Deinem

Bruder Adolf.

II. Schilderungen.

Ehe man zu diesem Kapitel übergeht, dürfte es am Platze sein, den Schülern den Unterschied zwischen Beschreibung und Schilderung klar zu machen. Wir möchten diesen Unterschied in folgender Weise bezeichnen:

Während sich die Beschreibung damit begnügt, die äusseren Merkmale, wesentliche und unwesentliche, notwendige und zufällige, die Bestandteile, die Eigenschaften, den Nutzen oder Schaden eines Gegenstandes oder eines lebenden Wesens der Reihe nach aufzuzählen, also das, was gegeben ist und abgeschlossen vorliegt, so genau als möglich zu zeichnen, geht die Schilderung einen Schritt weiter, indem sie nicht nur das, was ist, sondern auch das, was wird, ins Auge fasst, d. h. die Veränderungen, die mit einem Gegenstand, vor allem in der Natur, vor sich gehen, hervorhebt und ausserdem den Einfluss, welchen diese Änderungen auf Pflanzen, Tiere und Menschen üben, sowie den Eindruck, den das Objekt auf den Betrachter macht, und wie dieser Eindruck sich in dessen Stimmungen und Empfindungen äussert. Die Beschreibung hat also objektiven, die Schilderung subjektiven Charakter. Damit ist von selbst gegeben, dass die Schilderung in der Regel einen gewissen lebhaften, gehobenen, mitunter sogar schwungvollen Stil zeigt, den die Beschreibung nicht hat, meist auch nicht haben kann. Indes kann sich die Beschreibung bisweilen zur Schilderung erheben, da der Darsteller seine Gedanken und Empfindungen schliesslich an die Betrachtung eines jeden Gegenstandes anknüpfen kann. (Vgl. oben „das Pferd“, auch „die Linde“ bei Zettel II 42.)

1. Der Herbst.

(Einfache Darstellung.)

Immer weniger hoch steigt die Sonne am Himmel empor, immer schräger wirft sie ihre Strahlen auf die Erde und spendet daher von Tag zu Tag weniger Wärme. Die Tage werden kürzer, die Luft rauher; am Morgen bedeckt meist dicker Nebel die Fluren, immer früher bricht abends die Dämmerung herein, und doch zeichnen sich diese kurzen Tage noch oft durch reine, klare Luft und wohlthuende Wärme aus.

Die Feldfrüchte sind grösstenteils eingeheimst, die Äcker und Wiesen stehen leer und gewähren einen traurigen Anblick. Das Laub der Bäume nimmt allmählich eine rötliche oder gelbliche Färbung an, und eine Zeit lang bietet der Laub-

wald durch die merkwürdige Mannigfaltigkeit der Farben vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Braun ein prächtiges, ungewohntes Bild; erst nach und nach wird das Laub ganz fahl und welk und beginnt abzufallen, bis die Bäume endlich ihres schönen Schmuckes ganz beraubt sind und gleichsam trauernd die kahlen Äste in die Luft emporstrecken.

Der lustige Gesang der Vögel in Feld und Wald ist verstummt, die meisten haben sich zu grossen Scharen gesammelt, uns zu verlassen und die weite Reise nach dem Süden anzutreten; die übrigen ziehen sich vorsichtig und still in ihre verborgenen Schlupfwinkel zurück. Die Menge der kleinen Insekten, welche im Sommer schwärmend die Luft erfüllt oder den Boden bedeckt hatten, ist verschwunden; die Tiere des Waldes bereiten sich für den Winterschlaf oder verbergen sich in ihren Verstecken, die sie nur selten verlassen. Kurz, Wald und Feld, wo sonst reges Leben und muntere Fröhlichkeit geherrscht, sind einsam und verlassen, alles ist öde und stumm. Nur der Jäger mit seinem Hunde durchstreift spähend und lauschend die Gegend.

Auch der Mensch fühlt den Einfluss der kühleren Jahreszeit. Der Landmann hat die Ernte hereingebracht, das Feld neu gepflügt und überlässt es nun ruhig den Stürmen des Winters. In den Gärten aber herrscht noch rege Thätigkeit, das spät reifende Obst abzunehmen und zu bergen; in den Weinbergen vollends geht es gar munter her, da bringt erst der Herbst volles Leben und emsige Arbeit; unter Scherz und Gesang wird die Fülle der Trauben, welche die Glut des Sommers und die kühlen Nächte des beginnenden Herbstes zur Reife gebracht haben, gesammelt und eingebracht.

So ist auch der Herbst durchaus nicht der Freude und des Segens bar; denn nimmt er auch auf der einen Seite die Annehmlichkeit und Schönheit des Sommers, so gewährt er andererseits eine Fülle von Produkten, deren der Mensch zu seiner Ernährung bedarf.

2. Der Herbst.

(Ausführliche Darstellung.)

Der Herbst ist wiedergekehrt. Das glänzende Gestirn, von dem wir Licht und Wärme empfangen, scheint sich uns mehr

und mehr zu entziehen; es verweilt jeden Tag kürzere Zeit am Himmel und erhebt sich jedesmal weniger hoch über unsern Gesichtskreis. Darum gewinnt das Dunkel immer grösseren Raum auf der Erde; die Tage werden kürzer, die Nächte länger. Der Morgen kämpft mit dichten, feuchten Nebeln, die, kaum von der Mittagssonne vertrieben, die Dämmerung des Abends schon wieder herbeiführen. Oft deckt ihr Schleier den ganzen Tag, oft verdichten sie sich zu endlos herabströmendem Regen. Das zunehmende Dunkel wird die Quelle empfindlicher Kühle. Morgen- und Abendluft ist rauh, und allmählich erstarren die Dünste der Nacht zu blinkendem Reif. Angenehm sind indes die Tage, wo die Sonne herrscht am wolkenlosen, dunkelblauen Himmel, wo ihre Strahlen die feuchte Kühle umwandeln zur milden, leicht geatmeten Luft und die alternde Erde noch einmal wie mit Jugendglanz übergiessen. Denn die Erde scheint zu dieser Zeit abzunehmen an Lebenskraft. Sie wird nach und nach kahl, einfarbig, öde und still. Vorzüglich sind daran die Veränderungen schuld, die mit ihren Kindern, den Pflanzen, vorgehen. Unter ihnen herrscht ein allgemeines Absterben und Welken. Sie haben den Menschen die Früchte gegeben, die sie geboren hatten. Er mähet und erntet noch jetzt des Hafers übriggebliebene Halme, der Wiesen letztes Gras; er bricht und sammelt des Apfel- und Birnbaums späte Früchte. Aber bald sind nun auch auf den Feldern nur noch Stoppeln zu sehen; auf den Weiden und Wiesen tritt ein falbes Gelb an die Stelle des saftigen Grüns; in den Gärten starren überall dürre, ausgeleerte Schoten und Kapseln auf eben so dünnen Stengeln empor. Vor allem erscheint das Ansehen des Waldes verändert. Sein Grün hat sich mit allen Schattierungen von Gelb, Rot und Braun vermischt. Am Boden liegt bereits, des Wanderers Fuss umrauschend, der Kastanie, der Pappel und der Esche Blätterschmuck. Hier und da erblickt das Auge freilich noch die Reste früherer Schönheit. In den Gärten blüht noch manche Herbstblume, unter ihnen die Malve, Aster und Reseda; auf den Wiesen überrascht uns die rosenfarbige Herbstzeitlose; ja das Grün der jungen Roggen Saat erinnert an das Keimen des Frühlings. -- Aber auch die Tiere scheinen es zu empfinden, dass eine weniger gute

Zeit komme. Nicht mehr so heimisch fühlt sich bereits das Vieh auf der Weide; es muss durch Hüter abgehalten werden, dass es nicht Hecken und Verzäunungen durchbrechend, dem behaglichen Stalle zueile. Schafe und Kühe irren auf den Stoppelfeldern suchend umher, und nur in den Gehölzen und auf den Triften der Dörfer scheinen dort die zur Mast getriebenen Schweine, hier die lärmenden Gänse sich heimisch zu fühlen. Die Tiere des Feldes und des Waldes verstummen und verschwinden immer mehr. Alle jene Millionen von Insekten und Würmern, welche in des Sommers heißen Tagen Luft, Wasser und Erde erfüllten, sind teils umgekommen, teils haben sie sich zur Erstarrung zurückgezogen, die sie im Winter umfängt. Hier und da flattert nur noch ein später Schmetterling oder ein Schwarm ausdauernder Fliegen im matteren Strahle der Sonne. Das nackte Gefilde, ganz übersponnen von schimmernden Spinnfäden, bietet den grösseren Tieren keine Zuflucht mehr dar; sie müssen sich in die Gebüsche und in den Wald zurückziehen. Nur gewisse Gattungen von Vögeln benützen ihre Schwingen und eilen einer wärmeren Gegend zu; von Zeit zu Zeit sehen wir eine kunstreich geordnete Schar von Störchen, Kranichen oder wilden Gänsen mit lautem Geschrei über uns dahin nach Süden ziehen. Der Mensch ist hauptsächlich darauf bedacht, Vorräte aufzuhäufen und Hilfsmittel anzuschaffen, um in dem bald beginnenden Winter vor Kälte und Mangel gesichert zu sein. Darauf beziehen sich seine Arbeiten auf der Wiese, in den Gärten, in den Weinbergen und im Walde. Ist dies geschehen, so zieht er sich täglich mehr in seine Wohnung zurück. Nur der Jäger durchstreift jetzt mehr als je Flur und Wald, da die Zeit gekommen ist, welche die Tiere, denen er nachstellt, am sichersten in seine Hände liefert.*)

(Nach Falkmann.)

*) Anmerkung: Beachte hier wie im vorigen Stücke die Disposition:

1. Veränderte Stellung der Sonne und deren Einfluss auf die Atmosphäre.
2. Einfluss dieser Veränderung auf die Pflanzenwelt (in Feld, Wald und Garten).
3. Einfluss auf die Tiere (in Feld, Wald und Dorf).
4. Einfluss auf den Menschen (sein Verhalten, seine Thätigkeit).
5. Bedeutung der Jahreszeit überhaupt, Vorzüge und Nachteile derselben im allgemeinen.

3. Frühling im Bergwald.¹⁾

Frühling im Bergwald! Wildes, stürmisches Leben, im tragischen Kampf um die Sonne, nicht schmachtendes, lieblich holdes lyrisches Erblühen, wie draussen in der Ebene. Da saust's und braust's durch die Waldnacht; das Alte, Morsche splittert und kracht im Fall, dem neu nachdrängenden Leben Platz zu machen. Hundertjährige, weissbärtige Wetterkämpen stürzen übereinander auf längst vermoderte Genossen, aus denen sich neue Keime emporringen zum eindringenden Licht. Unter dem Schwall der schmelzenden Schneemassen wälzt sich brüllend das vom Frost gesprengte Gestein die Höhen herab, dort neue Schluchten, Gerinne wühlend, hier in rastloser Arbeit ein Thal ausfüllend in phantastischer Willkür. Und kaum berührt der erste Sonnenstrahl die schneebefreite dampfende Erde, da hat es Eile, die verlorene Zeit einzuholen, ein Befruchten, Verschlingen und Wachsen hebt an, der eine dicke kostbare Schicht bildenden, dahin gesunkenen Pflanzenwelt eines Jahrtausends entringen sich Millionen Keime. Dichte, hohe, um ihre Existenz ringende Gräser und Beerensträucher schießen in wenig Wochen in die Höhe, dem Forstmann zum Verdruss, dem das schnelllebige Lumpengesindel Licht und Luft raubt für die langsam und bedächtig zu ernstem Berufe heranwachsende Baumpflanze. Das Nadelholz reckt in geschäftiger ängstlicher Eile — ach, die Zeit des Blühens ist ja so kurz — die saftigen hellgrünen Triebe, in den Buchen nestelt es, knistert es, von springenden Knospen. Und mit dem Walde erwachen auch die Bewohner zu neuem, thatkräftigem Leben.

(A. v. Perfall).

4. Die Waldkapelle.

Mitten im schattigen Walde zwischen mächtigen Eichen versteckt befindet sich eine kleine Kapelle. Die herrlichen hohen Bäume überragen sie so und breiten ihre Äste über sie aus,

¹⁾ Diese, wie manche andere Arbeit soll dem Schüler vorgelesen werden, nicht als ob er sie sofort auch nachahmen sollte oder könnte, sondern um ihm zu zeigen, wie man schildern, von welcher verschiedenen Seiten man die Natur betrachten, überhaupt eine Sache anpacken kann.

dass sie ein förmliches Laubdach über ihr bilden. Nur die Vorderseite ist von Bäumen freigehalten, so dass die weisse Wand weithin sichtbar durch den Wald schimmert. Nahe dem Eingang sprudelt eine kleine, liebliche Quelle, deren frisches, kräftiges Wasser von den Leuten als Heilquelle betrachtet und gerne getrunken wird.

Vor der Thüre befindet sich eine Art Vorhalle, gebildet durch ein breites Vordach, das von einigen zierlichen, aber verwitterten Holzsäulen getragen wird. An den Seitenwänden der Kapelle sind je drei hohe schmale Fenster mit bunten Glasmalereien, Szenen aus dem Leben des hl. Martinus u. a. darstellend; ebenso an der Rückseite, die einen halbkreisförmigen Chor bildet. Auf dem Dache erhebt sich ein schmuckloser hölzerner Glockenstuhl mit einem Glöckchen, dessen heller Klang die Landleute zum Gebete ruft, abends auch Wanderern und Irrenden den Weg weist.

Die offene Thüre gestattet einen Blick ins Innere; hier herrscht ein heimliches, zu Ernst und Andacht stimmendes Halbdunkel. Die untergehende Sonne wirft ihre goldenen Strahlen durch die buntfarbigen Fenster und malt so herrlich leuchtende Bilder auf den Steinboden und die gegenüber liegende Wand. An den Wandstreifen zwischen den Fenstern hängen einfache, kunstlose Bilder, die auf Holz gemalt die Kreuzwegstationen darstellen. Unten an den Wänden befinden sich links und rechts zwei Reihen schmaler Betstühle, zwischen welchen ein kleiner Zwischenraum freigelassen ist. Vor dem bescheidenen Altare kniet eben ein junges Mädchen, das einen Kranz frisch duftender Blumen zu Füßen des Heiligenbildes gelegt hat, und betet, in tiefe Andacht versunken. Über das Ganze ist der Hauch stillen Gottesfriedens gebreitet. *)

*) Anmerkung. Beachte hier die einfache Disposition:

1. Entferntere Umgebung (Lage).
2. Nähere Umgebung.
3. Das Gebäude selbst:
 - a) Das Äussere (Eingang, Fenster, Chor, Glockenstuhl).
 - b) Das Innere (Ausstattung: Wandschmuck, Bänke, Altar).
4. Eindruck des Ganzen.

Bearbeite folgende Aufgaben:

1. Der Frühling ¹⁾ (Buschmann I. 129; Hirschfeld bei Bauer 283; Hentschel u. J. 138).
2. Der Sommer.
3. Der Herbst (Sommer 84; Hentschel u. J. 161).
4. Der Winter (Sommer 87; Buschmann I. 139; Hirschfeld bei Linnig I. 356 und bei Zettel II. 33; Sigismund bei Dorenwell II. 214).
5. Im Mai (Buschmann I. 130; Hentschel u. J. 146).
6. Der Frühling im Walde (Fries bei Marschall I. 242).
7. Ein Spaziergang im Frühling (Sommer 54).
8. Das Leben im Sommer (J. P. Fr. Richter bei Marschall I. 243).
9. Ein Frühlingsmorgen (Sommer 78; Hentschel und J. 142).
10. Sommermorgen (Sommer 62; dass. bei Winter). ²⁾
11. Wintermorgen.
12. Ein Morgen im Walde (Tschudi bei Linnig I. 354 und bei Zettel I. 285; Russ bei Linnig II. 349, bei Hentschel u. J. 104 und etwas gekürzt bei Dorenwell II. 206).
13. Der anbrechende Tag auf einem Dorfe (Buschmann I. 134).
14. Der Mittag.
15. Der Abend (Curtmann bei Linnig I. 351).
16. Sommerabend.
17. Sommerabend in einem Walde (Haselmayer 20).
18. Herbstabend (Falkmann bei Zettel II. 32).
19. Winterabend.
20. Der anbrechende Abend im Walde (Gude bei Hentschel u. J. 107).
21. Der Sonnenaufgang.
22. Der Sonnenuntergang.

¹⁾ Über die Jahres- und Tageszeiten finden sich fast in jedem Lesebuche mehr oder weniger gute Schilderungen. Dispositionen bei Beck, Materialien usw. S. auch Krieger, der Aufsatzunterricht, und Böhm, Deutsche Aufsätze, 3. Teil.

²⁾ Winter, Deutsches Übungsbuch, 1. Teil, 2. Aufl.

23. Das Gewitter (Bone ¹⁾ 15; Hirschfeld bei Marschall I. 244, bei Hopf I. 170, bei Linnig I. 352 und bei Bauer 284; Buschmann I. 132; Müller bei Zettel I. 288; Sommer 63; Hentschel u. J. 150; Dorenwell II. 204).
24. Ein Gewittertag auf dem Lande (G. Freytag bei Linnig II. 175).
25. Vor einem Gewitter (J. Meyer bei Marschall I. 246).
26. Nach einem Gewitter (Hirschfeld bei Marschall I. 245, bei Linnig I. 353, bei Hopf I. 171 und bei Zettel I. 164).
27. Der Regen nach langer Dürre (Sommer 91).
28. Der Wolkenbruch (Zettel I. 165).
29. Der Sturm.
30. Der Regenbogen (Bone 21).
31. Der Wasserfall (Bone 20, dass. bei Zettel II. 37).
32. Am Bache (Sommer 51 und 58).
33. Das Wiesenthal (Sommer 55).
34. Im Walde (Sommer 51; vgl. Buschmann I. 134; Bone 18).
35. Unter der Linde (Sommer 52).
36. Die Mühle am Bache (Falkmann bei Sommer 70, bei Zettel I. 281 und bei Linnig II. 145; Buschmann I. 136; Dorenwell II. 202).
37. Die Hütte (Bone bei Zettel II. 58).
38. Die Burgruine (Sommer 73; dass. Linnig I. 350; Bone 101).
39. Die Bergkapelle (Zettel I. 171 und Sommer 56).
40. Das Forsthaus (Hentschel u. J. 16).
41. Die Herde (Buschmann I. 132).
42. Die Ernte (Buschmann I. 135; vgl. Sommer 78 u. 80).
43. Eine Winterlandschaft (Buschmann I. 140; Hentschel u. J. 172; vgl. Sommer 67; dass. Linnig I. 349).
44. Auf dem Eise (Hentschel u. J. 175).
45. Am Strande des Meeres.

¹⁾ Bone, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Köln 1863, du Mont-Schauberg.

Anhang: Briefe.

1. Der Sonnenaufgang von einem Berge aus betrachtet.

(Ein Brief.)

Schliersee, den 15. August 1885.

Mein lieber Freund!

Gestern Mittag sind wir unserm Reiseplan entsprechend am Fusse des Wendelsteins angekommen und machten uns auch alsbald bereit, den Berg zu ersteigen. Wir gelangten gegen Abend noch bis zum Unterkunftshaus, wo wir übernachteten. Der Abend war prächtig und versprach einen ebenso herrlichen Morgen. Schon früh, lange vor Tagesanbruch brachen wir auf, den Gipfel vollends zu ersteigen, was mit einiger Mühe, aber bei frischen Kräften in kurzer Zeit gelang. Nun sassen wir da, mit Andacht den nahen Aufgang erwartend. Noch lag alles ringsum in tiefem Dunkel, kaum konnte man allmählich in der schwachen Dämmerung die Umrisse der Felsmassen und Waldgruppen unterscheiden; der Pfad, auf dem wir gekommen, war nur stellenweise als etwas hellerer Streifen zu erkennen. Auch das Firmament war noch tiefblau, fast schwarz; ein kühler Lufthauch zog über die Höhen hin und nötigte uns, unsere Mäntel dichter zu schliessen. Da plötzlich erscheint am östlichen Horizont ein schmaler, glänzender Lichtstreifen, die Bergketten im äussersten Osten wie mit feuriger Glut übergiessend. Immer heller wird der Streifen, immer höher und breiter, bis der obere Rand der Sonnenscheibe über den Horizont auftaucht; langsam sehen wir die Kugel emporsteigen; denn noch ist der Glanz des Lichtes nicht stark genug, um unser Auge zu blenden. In wenigen Minuten aber hat der feurige Ball gleichsam die Höhen erstiegen und sendet nun mit einem Male sein mächtiges Licht weit über die Berge hin. Dieser Augenblick war von solch ergreifender Wirkung, dass alle Zuschauer unwillkürlich in einen Ruf freudigen Erstaunens ausbrachen.

Jetzt trat Spitze an Spitze aus dem Dunkel hervor; die weissen Firnfelder und Gletscher erglänzten, von rötlichem

Schimmer übergossen — ein wunderbarer Anblick. Noch warfen die höheren Berge in der Nähe weite Schattenkegel westwärts, aber von Minute zu Minute verkürzten sich dieselben unter unseren Augen, schon standen wir selbst in der Sonne, von ihren Strahlen angenehm durchwärmt; denn mit der aufsteigenden Sonne hatte sich ein frischer Morgenwind erhoben, der sich ziemlich stark fühlbar machte. Jedoch der Anblick, der sich uns darbot, liess solche Kleinigkeiten vollständig vergessen. Mit einem Schlage, gleich als hätte man einen Vorhang weggezogen, war die ganze grossartige Aussicht ringsum eröffnet: im Süden lag die ungeheure Kette der Zentralalpen wie eine Karte vor uns ausgebreitet, unmittelbar zu unsern Füßen das liebliche Thal der Leizach mit dem Kessel von Bayrischzell, im Norden die weite Ebene; auch da traten nunmehr die Dörfer mit ihren schmucken Kirchtürmen, sowie einzelne Gehöfte aus dem Schatten hervor und erinnerten uns an das Dasein fleissiger Menschen. Auch in unserer Nähe wurde es jetzt lebendig; im nahen Walde erhoben sich die lustigen Stimmen der Vögel, die ihr Morgenlied anstimmten, über unsere Häupter flogen kreischend einige Raben hinweg, von den Alpen tönten die frischen Stimmen munterer Hirten und das Schellengeläut der Herden herauf: alles wirkte zusammen, uns in eine ernste, feierlich gehobene und doch freudige Stimmung zu versetzen. Die erhabene Natur der Berg- und Gletscherwelt, die liebliche Schönheit der nächsten Umgebung, das muntere Leben der Tiere und Menschen, all dies gewährte uns einen unbeschreiblichen Genuss.

Lange konnten wir uns von dem herrlichen Schauspiel nicht losreissen; endlich mahnte die Wärme der höher steigenden Sonne zum Aufbruch.

So haben wir einen höchst genussreichen, freudevollen Tag hinter uns; nächstens werden wir uns an noch grössere Unternehmungen wagen, und ich hoffe sogar, Dir in Bälde von einer Hochtour Bericht erstatten zu können. Bis dahin grüsst Dich herzlich

Dein

Hugo.

2. Unser Landaufenthalt.

(Ein Brief.)

N., den 12. August 1880.

Geehrter Herr Onkel!

Durch Ihre grosse Güte ist es mir und meinem Bruder auch heuer wieder ermöglicht worden, während der Ferien einen längeren Landaufenthalt zu geniessen, um uns zu erholen. Wir sind nunmehr bereits eine Woche hier und haben die Zeit recht benützt, um uns in der Gegend umzusehen und möglichst viel kennen zu lernen.

Wie Sie wissen, liegt das Dorf, in dessen Nähe wir Wohnung genommen, am Fusse des Gebirgs; es sind also die Annehmlichkeiten der Berge mit denen der Ebene in schönster Weise verbunden. Die Berge bieten eine herrliche, stärkende Luft, den frischen würzigen Geruch der Fichten- und Tannenzwälder und schattige Spaziergänge, sowie die Gelegenheit, in kurzer Zeit auf bequeme Weise die schönsten Aussichtspunkte zu erreichen, von denen man die weit sich ausdehnende Ebene mit einem Blick überschauen kann. Diese letztere aber bietet nicht nur sonnige, warme Plätzchen, was besonders morgens und abends angenehm ist, sondern auch den Vorteil des bequemen leichten Verkehrs mit der Stadt durch Strasse und Eisenbahn, die bis in die Nähe unseres Dorfes führt. Das Landhaus liegt auf einer sanft ansteigenden Anhöhe, hinter welcher sich bereits ziemlich ansehnliche Berge erheben. Am Fusse der Höhe aber breitet sich ein lieblicher See aus, der mit seinem milden Wasser eine treffliche Gelegenheit zu erfrischenden Bädern gewährt. Das Haus selbst ist umgeben von einem wohlgepflegten Garten, der zwar nicht gross ist, aber einen um so angenehmeren Aufenthalt bietet, als man von ihm aus den unten sich ausdehnenden See mit den zwischen den Bäumen versteckten Häusern und Villen, sowie überhaupt die ganze nähere Umgebung bequem überblicken kann. Es lässt sich kaum ein grösserer Genuss denken, als von hier aus in stiller Einsamkeit die Natur zu betrachten, wenn am Morgen die Sonne alles mit ihrem Lichte überstrahlt, oder wenn abends die Dämmerung hereinbricht, die Bergspitzen sich gleichsam in flüssiges Gold verwandeln und dazwischen das Abendläuten der Dorfglocken herauftönt. Da

wird einem so feierlich zu Mut, man ist ergriffen von der einfachen Grossartigkeit der Natur. Sie werden es begreifen und entschuldigen, dass ich hier stundenlang sitze, in Träumereien versunken und im Genusse der Natur schwelgend.

Den Tag über geht es aber nicht so ruhig her. Da eilen wir hinaus, (denn an Gesellschaft fehlt es hier fast nie), in den frischen Wald und erquicken uns an dem stärkenden Harzgeruch und an dem Sang der Vögel, oder wir benützen einen schönen Tag, den nächsten Berg zu besteigen. Das ist erst eine Lust, ein unbeschreibliches Vergnügen! Nicht selten verlegen wir uns auf das Sammeln verschiedener Dinge, die unser Interesse in Anspruch nehmen. Der eine ist bestrebt, eine schöne Schmetterlingsammlung anzulegen, der andere bemüht sich, aus den Steinbrüchen in der Nähe des Dorfes und an den Bergabhängen seltene Mineralien zu sammeln, die uns in unserer Ebene fast gar nicht zu Gesicht kommen. Ist das Wetter dazu günstig, so eilen wir hinunter an den See, machen den Kahn los und fahren hinaus, um nach den Fischen zu angeln, und selten vergeht ein solcher Tag, wo wir ohne reiche Beute heimkehren. Auch haben wir schon einen Ausflug unternommen in den nächsten Badeort, wo wir zahlreiche Badegäste aus aller Herren Ländern beisammen fanden. Da herrscht ein buntes Leben und Treiben, besonders in den schönen Kuranlagen und Promenaden; allein ich bin doch gern wieder in unser einfaches und stilles, aber trauliches Landhaus zurückgekehrt.

Ist das Wetter aber einmal gar zu ungünstig, um den Aufenthalt im Freien zu gestatten, so ist auch für diesen Fall hinlänglich gesorgt, um die Zeit angenehm hinzubringen, sei es durch heitere Gesellschaftsspiele, sei es durch eine nützliche Beschäftigung mit Zeichnen oder Musik. Auch habe ich mir aus der Stadt verschiedene Bücher mitgenommen, um etwas zu studieren; doch muss es schon noch öfter regnen, wenn ich dazu kommen soll, meinen Vorsatz auszuführen.

Sie sehen, bester Herr Onkel, an Beschäftigung, heiterer und ernster Art, fehlt es uns hier nicht im geringsten, und ich fürchte, die Zeit wird uns schneller vergangen sein, als uns lieb ist. Jedenfalls danken wir Ihnen herzlichst für jeden Tag, den wir durch ihre Güte hier zubringen dürfen, und

können wir unsern Dank auf keine andere Weise erstatten, so werden wir uns wenigstens bemühen, uns Ihres Wohlwollens stets würdig zu erweisen.

Ihr dankschuldiger Neffe

August.

III. Sagen und Erzählungen aus dem Altertume.

Nachdem die Schüler schon in der ersten Klasse durch die Nacherzählungen einzelne Sagen und Erzählungen aus dem Altertume kennen gelernt, kann man in der dritten Klasse, wo die Geschichte des Altertums Unterrichtsgegenstand geworden ist, die freie Wiedergabe, bezw. Bearbeitung derartiger Sagen, sowie auch schon geschichtlicher Ereignisse, wie von Kämpfen, Eroberungen von Städten u. dgl. verlangen; der Stoff aber soll dem Schüler nicht nur durch das Geschichtsbuch, sondern vor allem durch ergänzende Erzählungen und Erklärungen des Lehrers dargeboten werden.

Die Bearbeitung deutscher Sagen gehört dagegen in die vierte Klasse, sowohl wegen ihrer grösseren Schwierigkeit an sich, als auch weil die deutsche Geschichte erst in der vierten Klasse begonnen wird; der deutsche Aufsatzunterricht kann aber in diesem Abschnitt nicht wohl vom Geschichtsunterricht getrennt werden.

Stoffsammlungen bieten unter anderm: Schöne, Griechische, römische, deutsche Mythen und Sagen. Leipzig 1889, J. Bädeler. Schäling, Die Geschichten des Herodot für die Jugend zusammengestellt. Iserlohn 1871, J. Bädeler. Einige Entwürfe bei Böhm, Deutsche Aufsätze, 3. Teil. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz usw. 2. Teil.

1. Prometheus.

Prometheus, der mächtige Titane, hatte die Menschen gebildet; aber Zeus war ihm und seinen Geschöpfen feindlich gesinnt und enthielt ihnen deshalb das Feuer vor, so dass sie lange Zeit wie die wilden Tiere des Waldes lebten. Da erbarmte sich Prometheus der Menschen, und dem Göttervater zum Trotz stahl er vom Herde des Hephästos das Feuer und brachte es, in einem hohlen Stabe verborgen, auf die Erde

herab. Da erzürnte Zeus gewaltig über den kühnen Frevler, liess ihn fesseln und an eine Felswand des Kaukasus anschmieden, wo er lange Zeit hilflos dalag, den Strahlen der Sonne schutzlos preisgegeben; ja, ein von Zeus gesendeter Adler frass ihm täglich die Leber aus dem Leibe, die aber nachts stets wieder nachwuchs. Trotz dieser furchtbaren Qualen verharrte Prometheus in seinem trotzigem Grimm gegen Zeus. Endlich nach langer Zeit kam Herakles des Weges; er hatte Mitleid mit dem unglücklichen Titanen, tötete den Adler und befreite den Prometheus aus seiner schrecklichen Lage.

2. Deukalion und Pyrrha.

Als Zeus, der Vater der Götter und Menschen, sah, dass die Gottlosigkeit unter den Menschen mehr und mehr zunahm, da beschloss er, das ganze sündhafte Menschengeschlecht zu vernichten. Er liess daher alsbald gewaltigen Regen eintreten, Tag und Nacht unaufhörlich, so dass eine ungeheure Wasserflut entstand, welche alles, Berg und Thal, Städte und Dörfer, Menschen und Tiere, unter ihren Fluten begrub. Alle die gottlosen Menschen ertranken; nur ein einziges Paar, Deukalion und Pyrrha, wurde wegen seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht verschont. Auf den Rat des Zeus bauten sie ein grosses hölzernes Schiff, welches von den Fluten emporgetragen wurde, und als die Wasser sich endlich wieder verliefen, da blieb es auf einem Berge ruhig sitzen. Deukalion und Pyrrha stiegen aus dem Schiffe und dankten Gott innig für ihre Rettung. Als sie aber sahen, dass sie ganz allein und alle andern Menschen ertrunken seien, da wurden sie gar traurig und weinten. Da erbarmte sich Zeus ihrer und sprach: „Verhüllet euer Haupt und werfet die Gebeine der Mutter hinter euch!“ Lange dachten sie nach über die dunkle Rede des Gottes, endlich erkannten sie, was er meine, nahmen die Steine von der Erde, der gemeinsamen Mutter aller, und warfen sie, wie der Gott befahlen, hinter sich. Und siehe da! Aus den Steinen wurden Menschen, und zwar aus denen, die Deukalion warf, wurden Männer, aus denen der Pyrrha aber Weiber. So entstand ein neues Menschengeschlecht, über welches der fromme Deukalion noch lange in Ruhe und Frieden herrschte.

3. Zopyrus.

Als der Perserkönig Kambyses gestorben war, da fiel die einst so mächtige Stadt Babylon von der persischen Herrschaft ab, um ihre alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Deshalb rückte der neue König Darius mit grosser Heeresmacht vor die Stadt und belagerte sie. Allein die Mauern waren hoch und fest und die Stadt mit Vorräten aller Art reichlich versehen, so dass alle Bemühungen der Perser, sich der Stadt zu bemächtigen, erfolglos blieben. Schon gab Darius die Hoffnung auf, die Stadt zu gewinnen, als Zopyrus, ein vornehmer Perser, sich erbot, dieselbe in die Gewalt des Königs zu bringen. Er verstümmelte sich selbst, indem er sich Ohren und Nase abschnitt, begab sich dann als Überläufer in die Stadt und klagte vor den Babylonern bitter über die Grausamkeit des Perserkönigs, der ihn so schmähsch misshandelt habe. Die Babylonier glaubten seinen Worten und nahmen ihn bei sich auf; ja sie stellten ihn, da er ein tüchtiger Feldherr war, an die Spitze einer Heeresabteilung. Mit dieser schlug er, der Verabredung gemäss, die Truppen der Perser wiederholt in die Flucht. Auf diese Weise gewann er das Vertrauen der Babylonier in einem solchen Grade, dass sie ihm zuletzt den Oberbefehl über das ganze Heer, sowie die Bewachung der Mauern und Thore anvertrauten. Als er das erreicht hatte, liess er, während Darius mit der einen Hälfte des Heeres die Stadt auf einer Seite angriff, auf der andern Seite insgeheim die Thore öffnen und die andere Hälfte des persischen Heeres in die Stadt eindringen. Die überraschten Babylonier wurden teils niedergemacht, teils ergaben sie sich ohne Kampf. Die Mauern wurden zerstört, die Stadt geplündert. So kam Babylon zum zweitenmal unter die Herrschaft der Perser.

4. Die Auswanderung der Plebs.

Die römische Plebs wurde nach der Vertreibung der Tarquinier von den reichen und mächtigen Patriziern arg bedrückt. Fortwährend musste das Volk in den Krieg mit benachbarten Völkern ziehen und so den Anbau seiner Felder und seine Geschäfte vernachlässigen. Dadurch büssten viele

plebeische Bürger ihren Wohlstand ein und gerieten in Schulden. Konnte aber einer die hohen Zinsen nicht mehr erschwingen, so verfiel er mit Leib und Leben seinem Gläubiger, der ihn als Sklaven verkaufen oder in den Schuldurm werfen lassen konnte. Infolge dessen stieg die Erbitterung der Plebejer gegen die Patrizier immer höher, und als einst wieder ein Krieg mit den Volskern ausbrach, weigerten sie sich, ins Feld zu ziehen, wenn nicht die drückendsten Übelstände beseitigt würden. In seiner Not versprach der Senat alles; als aber das siegreiche Heer zurückkehrte und auf die Erfüllung jener Verheissungen drang, weigerten sich die Patrizier hartnäckig, etwas von ihren Rechten nachzulassen und die Schuldknechte aus der Haft zu entlassen.

Da beschloss das Volk, welches noch unter den Waffen stand, Rom zu verlassen und einen eigenen Staat zu gründen. Sie wanderten über den Anio und besetzten den heiligen Berg, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden östlich von Rom. Jetzt erschrakten die Patrizier sehr; denn die Plebejer bildeten weitaus die Mehrzahl der Bürger, und ohne dieselben konnte Rom seinen zahlreichen Feinden nicht widerstehen. Die Macht des Staates wäre für immer gebrochen gewesen. Deshalb entschlossen sie sich endlich nachzugeben. Sie sandten den bei beiden Parteien hochangesehenen Menenius Agrippa ins Lager der Plebejer, welcher denselben in Güte, aber eindringlich zuredete und sie zur Rückkehr zu bewegen suchte. Er wies darauf hin, dass kein Teil ohne den andern bestehen könne, dass jeder für sich zweifellos die Beute der Feinde werden würde. Auch wurden den Plebejern verschiedene Forderungen zugestanden, so besonders das Recht, aus ihrer Mitte Vertreter, Tribunen, zu wählen, welche die Plebs gegen die Willkür der Patrizier schützen sollten. Erst als sie das erlangt hatten, kehrten die Plebejer nach Rom zurück, und der römische Staat war gerettet.

Bearbeite folgende Aufgaben:

1. Tantalus.
2. Philemon und Baucis.
3. Marsyas.

4. Herkules (H. u. die Hydra, H. u. Antäus usw.)
5. Perseus.
6. Die Argonauten.
7. Jason.
8. Dädalus und Ikarus.
9. Ödipus.
10. Die Sieben gegen Theben.
11. Antigone.
12. Achilles.
13. Hektor.
14. Agamemnon.
15. Die Eroberung Trojas.
16. Odysseus bei der Circe.
17. Odysseus bei den Cyklopen.
18. Odysseus und die Freier.

-
19. Cyrus und Krösus.
 20. Die Eroberung Babylons.
 21. Solon und Krösus.
 22. Pisistratus und seine Söhne.
 23. Darius Erwählung.
 24. Miltiades und Histäus.
 25. Die Schlacht bei Marathon.
 26. Der Kampf in den Thermopylen.
 27. Die Schlacht bei Salamis.
 28. Themistokles.
 29. Pausanias.
 30. Die Schlacht bei Aigospotamoi.
 31. Conon.
 32. Pelopidas und Epaminondas.
 33. Alexander der Grosse.

-
34. Die Gründung Roms.
 35. Die Vertreibung des Tarquinius.
 36. Porsena.
 37. Coriolan.
 38. Die Einnahme Roms durch die Gallier.
 39. Camillus.
 40. Pyrrhus.

41. Regulus.
 42. Hannibals Übergang über die Alpen.
 43. Die Zerstörung Karthagos.
 44. Cäsars Tod.
-

IV. Erzählungen nach Gedichten.

(Dritte Stufe).

1. Belsazar.

(Heine.)

Belsazar war König von Babylon. Einst feierte er mit seinen Freunden ein grosses Festmahl, bei welchem es hoch herging. Der Wein floss in Strömen; man trank, jubelte, lärmte in ausgelassener Freude, und je toller und wilder es zuing, desto lieber war es dem übermütigen Könige. Dieser liess sich zuletzt sogar zu wilden Gotteslästerungen und Schmähungen hinreissen. Aus dem Tempel des Jehovah in Jerusalem waren vor Jahren bei der Einnahme der Stadt durch die Babylonier die kostbaren goldenen Geräte geraubt und in den Schatz des Königs von Babylon gebracht worden. Diese liess der König herbeiholen, ergriff einen der heiligen Becher, die nur zu gottesdienstlichen Verrichtungen gebraucht werden durften, liess ihn bis zum Rande mit Wein füllen und trank ihn aus, nachdem er in wahnsinniger Überhebung den Gott der Juden unter dem schallenden Beifallsgelächter seiner Genossen verhöhnt und gelästert hatte. Kaum aber hatte der König das Wort gesprochen und den Becher niedergesetzt, so verstummte er, es verstummte die ganze Versammlung. Denn sieh, an der Wand zeigte sich plötzlich eine menschliche Hand, welche mit Flammenschrift einige Worte an dieselbe schrieb, worauf sie wieder verschwand. Von Furcht und Schrecken erfüllt, betrachtete der König die feurigen Zeichen, aber weder er noch sonst jemand konnte die Worte verstehen; man rief die Magier herbei, aber auch sie vermochten den Sinn derselben nicht zu deuten. Den König aber ereilte alsbald sein Schicksal, denn noch in derselben Nacht wurde er von seinen Knechten ermordet und so der Frevel gegen die Gottheit gesühnt.

2. Alexander und Poros.

(Prittwitz.)

Alexander der Grosse hatte auf seinem grossen Siegeszuge ganz Vorderasien durchzogen, aller Widerstand, den er gefunden, war gebrochen, das gewaltige Perserreich niedergeworfen. Immer höher steckte er seine Ziele, ja er fasste den kühnen Plan, auch Indien zu unterwerfen und so seine Herrschaft über ganz Asien auszudehnen, dessen östliche Grenzen man gleich hinter Indien vermutete. Aber indem er an die Ausführung dieses Planes schritt, fand er unerwartet heftigen Widerstand. Der indische König Poros stellte sich ihm mit seiner ganzen Streitmacht am Hydaspes entgegen, und nur mit äusserster Anstrengung errang Alexander den Sieg. Der geschlagene König wurde gefangen und vor Alexander geführt, der ihn mit strengen Worten empfing: „Wie konntest du es wagen, dich mir, dem Sieger in so vielen Schlachten, dem Herrn von Asien, zu widersetzen? Dachtest du etwa, dass dir gelingen werde, was dem mächtigen Perserkönig nicht möglich war? Der ganze Erdkreis soll meinem Szepter unterworfen werden, und du, schwacher Fürst, solltest mich nicht hindern.“ Ruhig und würdevoll erwiderte Poros: „Mein Fürst, ich kannte nur meine Macht, nicht die deine. Und wenn ich sie auch gekannt hätte, würdig meiner Väter wollte und musste ich dir entgegenreten und entweder siegen oder ruhmvoll untergehen.“ „Fürwahr, entgegnete Alexander, an Stolz fehlt es dir so wenig als an Mut. Und welches Schicksal erwartest du nunmehr von mir, dem Herrn der Welt?“ Gelassen antwortete der Inder: „Du wirst mich so behandeln, wie es der heutige Tag, der dich erhöht und mich gestürzt, dir nahelegt. Denn gerade aus meinem Geschick, aus meiner Niederlage kannst du entnehmen, wie unstet das Glück, wie unsicher aller Besitz und alle irdische Macht ist. Fürchte den Neid der Götter! Was heute mir begegnet ist, kann morgen dich treffen, und je höher einer steht, desto tiefer kann er fallen.“ So sprach Poros, Alexander aber wurde von der Wahrheit seiner Worte so ergriffen, dass er allen Übermut und Siegesstolz fahren liess; schweigend senkte er das Haupt, in tiefe Gedanken verloren. Endlich sprach er: „Du hast recht, weiser Fürst;

du hast die Vergänglichkeit aller irdischen Güter erkannt und gerade deshalb verdienst du auf dem Throne zu sitzen. Behalte dein Reich und sei mein Freund!“ Und er reichte ihm die Hand und setzte ihn über sein verlorenes Reich wieder als König ein.

3. Die Bürgschaft.

(Schiller.)

Dionysius, der Tyrann von Syrakus, war wegen seiner Grausamkeit und Härte allgemein verhasst. Deshalb beschloss Damon ihn zu ermorden und schlich in den Palast des Herrschers. Aber er wurde entdeckt, vor Dionys geführt und verhört. Offen gestand er, dass er die Absicht gehabt, den Herrscher zu töten, um seine Vaterstadt von der Tyrannei desselben zu befreien. Auch bat er nicht um Schonung seines Lebens, sondern nur um eine Frist von drei Tagen, um seine Schwester mit ihrem Verlobten vermählen zu können; als Bürgen stellte er seinen Freund Phintias. Dionys gewährte die Frist, weniger aus Gnade als aus Neugierde, ob er den Bürgen nicht im Stiche lassen werde. Damon machte sich alsbald auf den Weg. Nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, begab er sich sofort auf den Rückweg, um sich zur Strafe zu stellen. Aber die Götter schienen ihm absichtlich alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen; der angeschwollene Strom hatte die Brücke weggerissen, kein Fährmann war da, den Wanderer überzusetzen; verzweifelt eilte er hinauf und hinab, aber umsonst; da warf er sich endlich entschlossen in die Fluten, um den Strom zu durchschwimmen, und er erreichte glücklich das andere Ufer. Aber kaum war er dem gefährlichen Elemente entronnen, als er von einigen Räubern überfallen wurde. Die Gefahr verdoppelte seinen Mut und seine Kraft; rasch entriss er dem nächsten die Waffe und stiess ihn nieder; ebenso einen zweiten und dritten, so dass die übrigen entsetzt die Flucht ergriffen. Rastlos stürzte er, auch von dieser Gefahr befreit, wieder vorwärts. Allein die Kräfte versagten, heiss brannte die Sonne auf sein Haupt, der Durst quälte ihn entsetzlich, er war nahe daran zu verschmachten. Aber wiederum errettete ihn eines gnädigen Gottes Hand aus seiner Not. Denn plötzlich vernahm er das

Murmeln einer Quelle, er eilte darauf zu und löschte seinen Durst, was ihm neue Kraft verlieh. So eilte er vorwärts in der steten Angst, er möchte schliesslich doch noch zu spät kommen und so den Freund ins Verderben stürzen. Zwei Wanderer, die er vorbeieilend von der Hinrichtung sprechen hört, steigern seine Befürchtung. Schon nahte er sich dem Thore der Stadt, als ihm sein treuer Diener entgegenkam; dieser will seinen Herrn zurückhalten und warnen, denn den Freund zu retten, sei es bereits zu spät. Aber selbst hiedurch liess Damon sich nicht zur Umkehr bewegen, entschlossen mit dem Freunde zu sterben, wenn er ihn nicht retten könne. Endlich war er auf dem Richtplatz angelangt, wo die Henker bereits beschäftigt waren, den Phintias am Kreuze zu befestigen. Damon aber drängte sich mit Gewalt durch die Menge und stürzte dem Freund in die Arme. Den Schergen aber rief er zu, den Phintias zu befreien und ihn, den Schuldigen, zu töten. Staunen und Mitleid ergriff die gaffende Menge, eilig brachte man dem Herrscher die Kunde von der unerwarteten Rückkehr des Damon. Dionys war nicht minder ergriffen von der Treue des Freundes, er liess beide zu sich rufen und pries ihre Freundesliebe; grossmütig verzieh er dem Verurteilten und schenkte ihm das Leben, ja er bat die beiden sogar um ihre Freundschaft.

Erzähle den Inhalt folgender Gedichte in prosaischer Form:

1. Heldenwunsch von Castelli.
2. Der Löwe in Florenz von Bernhardi (als Brief!).
3. Das blinde Ross von Langbein.
4. Alboin vor Pavia von Kopisch.
5. Die Stammfrau von Montagnani von Pocci.
6. Der Bauer und die Sternschnuppe von Kuhn.
7. Der Glockenguss zu Breslau von Wilh. Müller.
8. Heinrich der Vogler von Vogl.
9. Die Schule der Stutzer von Simrock.
10. Den Kaiser muss ich loben von Grübel.
11. Drusus Tod von Simrock.
12. Elisabeths Rosen von Bechstein oder von Is. Braun.

13. Das Horn von Buren von Kopisch.
14. Hans Derfflinger von Sallet.
15. Roland Schildträger von Uhland.
16. Das Grab im Busento von Platen.
17. Die Rache von Uhland.
18. Das Schwert von Uhland.
19. Des Knaben Berglied von Uhland.
20. Der Reiter und der Bodensee von Schwab.
21. Die wiedergefundenen Söhne von Herder.
22. Der gerettete Jüngling von Herder.
23. Polykarp von Herder.
24. Das Amen der Steine von Kosegarten.
25. Der Ring des Polykrates von Schiller.
26. Arion von Schlegel.

D r u c k f e h l e r .

- S. 31 Z. 8 von unten l. nun statt nur.
- S. 75 Z. 18 von unten l. es statt er.
- S. 82 Z. 5 von oben l. die Gewandtheit statt seine G.
- S. 89 Z. 12 von oben l. Männchens eine statt Männchen seine.
- S. 93 Z. 18 von unten l. 66 statt 69.
- S. 101 Z. 12 von unten streiche die Worte: Einfache Darstellung.
- S. 103 Z. 12 von oben l. die Rosen statt sie.



Ortner, Heinrich

Der Übungsstoff zu deutschen Aufsätzen in den drei unteren Lateinklassen
methodisch geordnet

Regensburg 1890

4 Bavar. 2200 XIII 10 mk-1889/90

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11478397-3